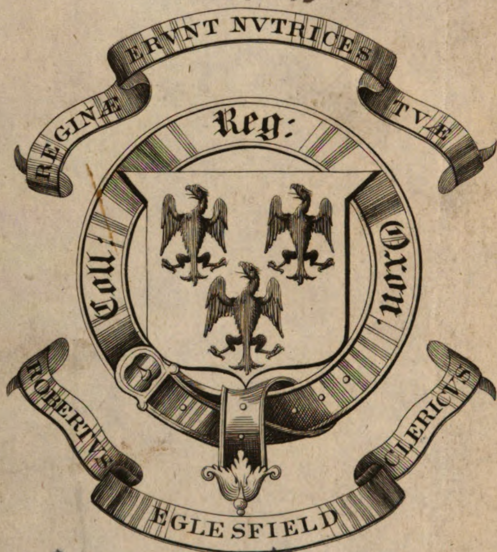



REGINÆ ERVNT NVTRICES TVÆ
Reg: Coll: Oxon:
ROBERTVS EGLESFIELD CLERICVS

Heinrich Melchthal,

oder

Bildung und Gemeingeist.

Eine

belehrende Geschichte.

Herausgegeben

von

W. M. L. de Wette.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1829.



Heinrich Melchthal.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Heinrich wurde von seiner Mutter mit wehmüthiger Zärtlichkeit empfangen. Du willst also wirklich, sagte sie, nach Griechenland in diesen gefährlichen, wilden Krieg gehen? Ach! mein Sohn, welchen Gefahren gehst du entgegen! Du kannst dort den Tod finden; und die Gefangenschaft ist noch schlimmer, als der Tod: jene grausamen Barbaren kennen keine Menschlichkeit.

Laß uns der Vorsehung vertrauen, liebe Mutter! antwortete Heinrich. Mich führt kein schlechter Beweggrund, keine Gewinn- und Ruhmsucht hin, sondern der Trieb der christlichen Liebe, das Gebot unsres Heilandes, der sich auch aus Liebe hingeopfert hat: und so wird mich ja die göttliche Vaterliebe beschützen.

„Weil es dein Oheim will, so ergebe ich mich darein, und will dem Himmel vertrauen; er wird mir ja den Schmerz ersparen, meinen

geliebten Sohn auf die grausamste Art zu verlieren.“ Hier fiel sie ihm um den Hals, und vergoß heiße Thränen.

Heinrich war erweicht; doch er hatte sich auf diesen Kampf vorbereitet. Es wäre leicht, hatte er sich oft gesagt, einen solchen Schritt zu thun, wenn uns kein zärtliches Band zurückhielte. Aber die großen Helden, die sich opferten, kannten auch das Gefühl der Zärtlichkeit. Arnold von Winkelried gedachte seines Weibes und seiner Kinder, als er die Speere der Feinde in seine Brust drückte, und doch that er es: die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit war mächtiger in ihm, als die eheliche und väterliche Liebe, weil jene reiner, von Selbstsucht freier ist, und ein großes Herz ganz beherrscht.

Der Empfang beim Oheim würde unsern Freund in seinem Entschlusse bestärkt haben, wenn er darin hätte wanken können. Nun, mein fahrender Ritter, rief er ihm entgegen, wie steht es um das Herz? Fürchtest du dich nicht vor den Säbeln der Türken? Sie sollen scharf seyn! Doch ich kann dir einen eben so scharfen geben, eine ächte Damasceener Klinge, wenn du sie gut zu führen verstehst. — Er ließ sich noch tiefer in das kriegerische Geschäft ein, und wollte noch an diesem Abende sehen, wie weit es Heinrich im

Schießen nach dem Ziele gebracht habe; denn in jener Art, Krieg zu führen, meinte er, sei es eine Hauptsache, den Feind gut aufs Korn zu nehmen.

Der wackere Alte hatte den sehr zweckmäßigen Gedanken gefaßt, daß Heinrich nicht für sich allein nach Griechenland gehen, sondern einige von ihm zu unterhaltende Streiter mitnehmen sollte, damit er theils mit mehr Bedeutung aufträte, theils für sich Bedienung und Beistand hätte. Und wirklich hatte er einige junge Männer, welche alles Zutrauen zu verdienen schienen, für die Sache gewonnen. Für die nöthigen Geldmittel wollte er mit Freigebigkeit sorgen.

Es mag vielleicht eine seltene Erscheinung seyn, daß ein Krieger, wie Heinrichs Oheim, der in fremden Diensten gewesen war, so viel Frischheit und ächte Ritterlichkeit der Gesinnung behauptet hatte, daß er an einem Kampfe, der ganz und gar nicht von der gewöhnlichen, regelmäßigen Art war, und den Schein des Ungesetzlichen und Unrechtmäßigen hatte, so lebhaften Antheil nahm, und seinen geliebten Neffen zur thätigen Theilnahme daran ermunterte. Aber der Oberst war nicht ein gewöhnlicher Sold-Krieger gewesen. Er hatte zuerst, von der Begeisterung für die Freiheit ergriffen, die Waffen im Dienste

der französischen Republik geführt; und erst als er sah, daß Napoleon die Freiheit unterdrückte und nach Alleinherrschaft strebte, war er in englische Dienste getreten, um diesen Anmaßling zu bekämpfen. Er hatte nie ohne Gesinnung, bloß aus Liebe zum Kriegshandwerk, oder aus soldatischer Ehrsucht, die Waffen geführt, und darum ein frisches, warmes Herz bewahrt. Er liebte zwar das Soldatenwesen, und lobte es, wenn junge Schweizer auswärtige Kriegsdienste nahmen, aber nur, wenn sie es in der Absicht thaten, sich zu erfahrnen Kriegern zu bilden, und dann ihrem Vaterlande desto besser zu dienen. Nichts ist wohl für die Gesinnung gefährlicher, als der Lohn-Dienst, durch den man seine Ueberzeugung verkauft, und für jede Sache, sie mag gerecht seyn oder nicht, zu fechten sich verbindlich macht. Wen das Schicksal in einem Staate geboren werden ließ, in dem sich keine bürgerliche Gesinnung und kein Gemeingeist bilden kann, dem ist es zu verzeihen, wenn er den Kriegsdienst als Beruf treibt, und dabei allen persönlichen Antheil des Herzens ausser dem Spiele läßt; aber ein Schweizerbürger sollte sich nicht dazu erniedrigen, für ein politisches System zu streiten, das dem vaterländischen feindlich ist. Dadurch tritt er aus der politischen Gemeinschaft seiner Mitbürger

heraus, ja, wird ein Feind und Verräther derselben.

Vielleicht glaubt man einen solchen damit entschuldigen zu können, daß er für die irgendwo gesetzmäßig bestehende Macht das Schwert führe, ohne deren Handlungen beurtheilen zu wollen, und daß er zu Hause eben so tapfer die Freiheit vertheidigen würde, weil sie da auch gesetzmäßig bestehe, wie auswärts der Despotismus. Aber diese Entschuldigung beruht auf der todten Ansicht, daß das Staatswesen unabhängig von der Gesinnung der Bürger sei, und auf dem hergebrachten Bestande der Dinge, auf Verfassung und Verträgen, beruhe. Es kann so eine Zeitlang bestehen, aber nur als eine träge Masse, welche dem Strome der Zeit in die Länge nicht widerstehen kann. Nur wenn es von der lebendigen Vaterlandsliebe der Bürger getragen, genährt und fortwährend ausgebildet wird, kann es äusseren Anfällen trotzen.

Heinrichs Schwager Dietrich billigte dessen Schritt nicht ganz, obschon er die Gesinnung, aus welcher er ihn that, höchlich lobte und mit ihm theilte. Er urtheilte darüber ungefähr, wie Euphrosyne. Er war ein Mensch von warmer, aber ruhiger Gemüthsart, und die Anhänglichkeit an die Heimath, die Liebe zu einer stillen, bür-

gerlichen Wirksamkeit überwog in ihm den Aufflug der Begeisterung, der ihm nicht ganz fremd war. Er fühlte sich glücklich in seiner häuslichen Lage, seiner Berufsthätigkeit und dem gemeinnützigen Wirken als Bürger, und glaubte, dadurch Alles zu erfüllen, was man von einem Manne von Charakter und Gesinnung fordern kann. Gern hätte er nun seinen Schwager neben sich in derselben Stellung und Wirksamkeit gesehen, und ertrug den Aufschub ungern, den er sich für die Erfüllung dieses seines Wunsches gefallen lassen sollte. Er äusserte sogar gegen ihn die Bedenklichkeit, ob es pflichtmäßig sei, sich in eine solche Gefahr zu begeben, ohne daß man durch nähere Pflichten, als die der allgemeinen Menschen- und Christenliebe, dazu getrieben sei.

Ist es recht, sagte er, die Deinigen und dein Vaterland zu verlassen, und dich in eine Gefahr zu begeben, durch die wir dich vielleicht verlieren? Sollst du nicht für den Kreis leben, in welchen dich Gott gestellt hat, und nöthigenfalls für ihn sterben?

Die Sache, erwiederte Heinrich, kann verschieden beurtheilt werden; und fern sei es von mir, diejenigen zu tadeln, die an meiner Stelle zu Hause bleiben würden. Wenn ich durch mein Weggehen eine bestimmte Pflicht oder Verbind-

lichkeit verletzte, meine Angehörigen unversorgt und hülflos ließe, meinem Vaterlande einen nöthigen Dienst entzöge: so glaube ich selbst, daß ich Unrecht thäte. Aber da man mich, wenigstens vor der Hand, entbehren kann, und mit von Seiten der Meinigen kein bestimmter Widerspruch entgegengesetzt wird: so glaube ich thun zu dürfen, wozu ich den Trieb in mir spüre. Ich bin Familienglied, Bürger und Christ: darf ich nun nicht in der letzten Eigenschaft etwas unternehmen, was mit meinen näheren Pflichten nicht in Widerspruch steht?

„Wer sagt dir, daß wir dich entbehren können? Es ist wahr, die Noth erheischt dein zu Hause bleiben nicht; aber du kannst unser Familien- und bürgerliches Leben verschönern, bereichern, erweitern. Bist du nicht die Liebe und Begeisterung, die du Griechenland zuwenden willst, zunächst dem Kreise schuldig, dem du Leben, Erziehung und jede erste Anregung verdankest?“

„„Ich will mich ja nur eine Zeitlang diesem Kreise entziehen, und dann, so Gott will, zurückkehren; und indem ich in einem weiteren wirke, so wirke ich auch mittelbar in diesem; helfe ich dort den Sieg der Freiheit erkämpfen, so befestige ich ihr Bestehen in meinem Vater-

lande. Alles Streitige in dieser Sache scheint mir darauf hinauszukommen, ob man ohne Noth sich in Lebensgefahr begeben dürfe. Aber wenn niemand etwas dagegen hat, daß der Jäger, der Schieferdecker, der Schiffer sich aus Vergnügen und um des Erwerbes willen in Todesgefahr begeben: so, denke ich, wird es wohl auch erlaubt seyn, aus christlicher Liebe sich in den Kampf zu wagen. Es ist ein sehr wahres Wort: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen seyn." Damit das Leben seinen höchsten Gipfel erreiche, muß es den Tod berühren; die höchste Lebensäusserung ist wie der Todessprung der Springer, worin sich die höchste Geschicklichkeit beweist, wobei aber auch Gefahr ist.""

„Ich sollte aber glauben, daß man mit der Kraft und Aeusserung des Lebens verständig haushalten, und alles, was man thut, nach Zwecken berechnen müsse."

„„Das magst du thun nach deiner Sinnesart und Lebensansicht; aber du kannst nicht von jedem Andern fordern, daß er es auch thun müsse. Die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit sind allgemein und mit Strenge vorgeschrieben; aber es gibt ein anderes Gebiet des Handelns und in diesem tausend Fälle, wo das eigenthümliche

Gefühl den Ausschlag zum Handeln geben muß; wo nicht jeder, wie der andere, handeln soll noch kann.““

So stritten sich beide Freunde noch eine Zeit lang, bis endlich Dietrich Heinrichen in die Arme fiel und sich überwunden gab. So folge denn deiner Begeisterung, sagte er. Ich achte, ich bewundere sie, indem ich mich dazu zu schwach fühle. Gott sei mit dir, verleihe dir Sieg, und führe dich bald wieder zu uns zurück!

Zweites Kapitel.

Mit seinem Bruder Abraham hatte Heinrich einen unangenehmen Streit über dieselbe Sache. Schon ehe er die Reise nach Deutschland angetreten hatte, war jener von der finstern Stimmung einer falschen Frömmigkeit angesteckt worden; die Krankheit hatte sich aber seitdem sehr verschlimmert. Es gehörte von Seiten der Mutter und des Schwagers viel Geduld dazu, um mit ihm und seiner noch weit strengeren Frau Umgang zu pflegen; denn beide waren höchst unduldsam, hielten Vieles für Sünde, woran sonst kein Vernünftiger Anstoß nimmt, erinnerten stets an die Buße, und stimmten ungern in andere, als religiöse Gespräche. Nur gegen den Oheim, der ihnen bisweilen stark widersprach, beobachteten sie eine gewisse Schonung; denn die Rücksicht auf die etwa zu hoffende Erbschaft überwog in ihnen doch den Eifer für das, was sie Reich Gottes nannten. Daher hatten sie auch über Heinrichs, vom Oheim gebilligten Entschluß nicht so laut ihre Mißbilligung in der Familie geäuf-

sert, wie es ihre Gesinnung mit sich brachte. Aber gegen Heinrich selbst konnte Abraham sein Urtheil nicht zurückhalten. Er erklärte ihm geradezu, daß er es für unchristlich halte, die Waffen für die Griechen zu ergreifen; denn Christus habe gesagt: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.

Also, versetzte Heinrich, hältst du es wohl überhaupt für unchristlich, Krieg zu führen und in Kriegsdienste zu treten? Dann übst du dich wohl nur zum Schein in den Waffen als Mitglied der Landwehr, und wenn es einmal zum Kriege käme, so würdest du dann das Schwert wegwerfen?

„Nein! denn zu der Vertheidigung meines Vaterlandes verpflichtet mich das Gebot der Schrift: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Aber zur Vertheidigung der Griechen fordert dich die Obrigkeit nicht auf; ja, die Griechen sind Aufrührer gegen ihre Obrigkeit, und an ihrem Aufruhr nimmst du Theil, wenn du für sie kämpfest.“

„„Welche verwirrten Begriffe, lieber Bruder, welche falschen Grundsätze! Hältst du denn die türkische Macht für die Obrigkeit der Grie-

chen, der sie von Gott und Rechtswegen Gehorsam schuldig sind.““

„Allerdings!“

„„Aber ist eine gänzlich ungerechte, den Menschen-Rechten Hohn sprechende Gewalt als Obrigkeit zu betrachten? Der Apostel setzt voraus, indem er zum Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit ermahnt, daß diese gerecht sei und das Recht handhabe, wie er denn auch weiterhin sagt: Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den der Böses thut. Die Obrigkeit und das Volk haben gegenseitige Rechte und Pflichten; und wenn die erstere die ihrigen verletzt, so hat das zweite die Befugniß, Vorstellungen zu machen, auf sein Recht zu dringen; und ist durch eine unerträgliche Tyrannei alles Rechtsverhältniß aufgelöst, dann tritt der alte Naturzustand und das Recht der Nothwehr ein. Ich würde niemand zur Empörung aufreizen; denn es geschieht dadurch vorübergehend manches Unrecht, und die Rachsucht wird entfesselt; ich würde bis zuletzt die Mittel der Güte versuchen; aber hat der Sklav das unerträgliche Joch abgeworfen, so werde ich dazu helfen, daß er das unveräusserliche Gut der Freiheit wieder erlange.““

„O welche unchristliche, gefährliche Lehre!“

„„Das Gefühl der Gerechtigkeit kann nicht unchristlich seyn; denn das Christenthum athmet nichts, als Gerechtigkeit und Liebe. Jener Ausspruch Christi: Wer das Schwert nimmt u. s. w., gilt nur gegen die Privatrache und eigenmächtige Vertheidigung, wie eine solche Petrus üben wollte, als Jesus von der bestehenden Obrigkeit gefangen genommen wurde. Das war eine heftige, unzeitige und noch dazu unnütze Aufwallung des Gerechtigkeitsgefühls, welche der Heiland mit Recht niederschlug. Aber sein Ausspruch gilt nicht einmal gegen die Privatnothwehr, welche da geübt wird, wo keine Staatsgewalt helfen kann, im Zusammentreffen mit Räubern und Mördern; und noch weniger gilt sie, wenn ein ganzes Volk sich erhebt, und die unveräusserlichen Menschenrechte, die ihm nie hätten sollen entrissen werden, mit dem Schwert in der Hand zurückfordert.““

„Ich wünsche den Griechen von Herzen eine bessere Lage, und bitte zu Gott, daß er sich ihrer annehmen und sie retten möge; aber an ihrem Empörungskriege mag ich keinen Theil haben, nicht einmal durch ein billigendes Urtheil.“

„„Für einen Hülfsbedürftigen zu beten, ohne etwas für ihn zu thun, ist wenig. Du wirst

es doch wenigstens nicht an Gaben der Milde für sie fehlen lassen?““

„Auch dadurch würde ich das Blutvergießen mit befördern helfen.“

„„So steure doch wenigstens bei zur Loskaufung der Sklaven und zur Unterstützung der nothleidenden Familien! Wie kannst du so kalt bleiben bei der allgemeinen, regen Theilnahme?““

„Was ich erübrigen kann, gebe ich zu Zwekken des Reiches Gottes hin, wie einem Christen vor allen Dingen ziemt.

„„Was nennst du Reich Gottes?““

„Soll ich dir das erst erklären? Ich meine die Verbreitung des Evangeliums unter den Ungläubigen.“

„„Ist denn die Herrschaft der Gerechtigkeit auf Erden, die Aufhebung aller ungerechten Gewalt und Unterdrückung, die Herstellung eines gerechten, friedlichen Zustandes, nicht die erste Bedingung des Reiches Gottes auf Erden? Besteht dieses allein im Glauben, und nicht auch im Handeln, in der Liebe, der guten Gesinnung und Sitte? und ist zu den letztern nicht ein gerechter politischer Zustand unumgänglich erforderlich?““

„Ich halte mich an die Lehre Christi und der Apostel, welche das Reich Gottes durch nichts,

als durch die Predigt des Evangeliums, herzustellen bemüht waren. Die Erlösung von der Sünde ist vor allen Dingen erforderlich, und wer ihrer theilhaftig ist, der ist frei, selbst in den Fesseln der Sklaverei."

„„Ja, das ist wahr; aber es ist nur Einzelnen möglich, und ein ganzes Volk bedarf auch der äussern Freiheit, um der Geistesfreiheit theilhaftig zu werden, wie das Beispiel der Griechen selber zeigt. Jesus und die Apostel mußten freilich von innen heraus wirken; aber sollen wir darum unterlassen, auch auf das Aeussere zu wirken? Der Apostel Paulus sammelte eine Beisteuer für die nothleidenden Christen in Jerusalem: er ließ es also nicht dabei bewenden, daß sie das geistige Brod des Lebens hatten; er sorgte auch dafür, daß sie das leibliche hatten, wie wir auch täglich um dasselbe im Vaterunser beten.""

Abraham schüttelte den Kopf, und schwieg. Gründe überzeugten ihn nicht, der im Glauben alle Wahrheit zu besitzen glaubte. Heinrich erkundigte sich bei seinem Schwager, ob sein Bruder nichts für die gemeinnützigen Unternehmungen und Anstalten thue, und hörte zu seinem Bedauern, daß er dafür kalt und karg sei, und sich allein das Missionswesen angelegen seyn lasse. — O was ist das doch für eine Frömmigkeit, die nichts zur

Erweckung der Liebe gegen diejenigen, die uns die nächsten sind, thut, die nur für Angelegenheiten Eifer einflößt, die zwar wichtig und aller Theilnahme werth sind, aber doch allzu fern liegen und zu unsichern Erfolgs sind, als daß sie den Christen ganz allein in Anspruch nehmen sollten! Beruht eine solche Einseitigkeit nicht auf einer mangelhaften Einsicht in das Wesen des Christenthums, das man mehr in gewisse Vorstellungen, Gefühle und Uebungen, als in die lebendige That und Wirksamkeit, setzt?

Nimmt man nun noch dazu, daß diese Art von Frömmigkeit durch unduldsame Härte und Strenge Unfrieden in die Gesellschaft bringt, Absonderungen und Zwiespalt herbeiführt: so weiß man nicht, ob man sie nicht für verderblicher, als die Gleichgültigkeit selbst, halten soll. Indeß muß man ihr den Nutzen zugestehen, daß sie anregt und durch die strengen Anforderungen, die sie an Andere macht, zur Selbstprüfung mahnt. Wenn man solche Frommen zu weit gehen sieht, so fragt man sich selbst, ob man nicht vielleicht zu weit zurück bleibe; wenn man sie im Eifer glühen sieht, so wird man vielleicht seiner eignen Lauheit inne.

Heinrich machte die Erfahrung, daß diese religiöse Stimmung in seiner Vaterstadt vielen Raum gewonnen hatte, und besprach sich mit sei-

nem Schwager über die Ursachen dieser Erscheinung. Beide glaubten sie theils in der Zeitrichtung überhaupt, theils in örtlichen Umständen suchen zu müssen.

In Deutschland sowohl, als in England und Frankreich, hat seit etlichen Jahren das religiöse Leben eine neue Anregung erhalten, worin sich eine Rückwirkung gegen die vorher herrschende Zweifelsucht und Verachtung der Religion zeigt. Das geistige Leben scheint sich in Gegensätzen zu bewegen. Die Richtung einer Zeit ist immer einseitig, und die geschehene Abirrung vom Mittelwege wird gewöhnlich nicht durch das richtige Einlenken in diesen, sondern durch eine entgegengesetzte Abirrung ausgeglichen. Es ist daher natürlich, daß auf die Periode des Unglaubens eine Zeit gefolgt ist, wo der Glaube wieder seine Rechte geltend macht, aber auf eine so einseitige Art, daß er sich zur Schwärmerei und Unduldsamkeit hinneigt.

In der Schweiz freilich, besonders in * * *, hatte der Unglaube und die Aufklärerei wenig Eingang gefunden. Die Theologie war fast ganz auf dem alten Standpunkte geblieben; die Geistlichen hatten an den wissenschaftlichen Bestrebungen der deutschen Theologen wenig Antheil genommen, und sowohl der religiöse Jugend-

Unterricht, als die öffentliche Erbauung, behielt das Gepräge des alten Systems. Allein eben darin lag eine große Begünstigung für die neumodische Frömmigkeit, die in allem auf das Alte zurücklenkte. Es fehlte gar Vielen an der Fähigkeit, über die Religion nachzudenken; man hing an den im Jugend-Unterricht empfangenen, meist unverstandenen Begriffen; man kannte die Beziehungen der Glaubenswahrheiten auf das Leben nicht; man setzte die Frömmigkeit eher in eine gewisse Feindschaft mit dem weltlichen Leben, als in die sittliche Führung desselben: natürlich fand daher eine dunkle, überspannte, unduldsame Frömmigkeit in die Gemüther Eingang.

Noch war dieser religiösen Stimmung in der Schweiz der Mangel an einem regen wissenschaftlichen und litterarischen Leben und der noch nicht genug verbreitete Sinn für höhere Geistesbildung günstig. In dieser Hinsicht stand es in Heinrichs Vaterstadt vielleicht am schlimmsten. Die öffentlichen Lehranstalten waren noch sehr unvollkommen; Gelehrsamkeit und Wissenschaft galten wenig; die Unterhaltung drehte sich meist um Stadtneuigkeiten, Politik u. dgl., und nur wenige Ausgezeichnete nahmen an den wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit Antheil. Wissenschaftlicher Sinn und Geistesbildung aber sind die besten

Bewahrungsmittel gegen Schwärmerei und ähnliche Geisteskrankheiten; ein heller, kräftiger Geist verschmäht das Dunkel trüber Gefühle.

Vielleicht ließ sich selbst die kaufmännische Lebensweise als ein Beförderungsmittel der Frömmelei betrachten. Die Beschäftigung mit Geld und Zahlen, die Richtung auf den Erwerb erkältet und ertödtet das Gemüth; und wenn der Mensch nicht ganz untergehen will, so sucht er anderwärts eine Erhebung; ist er nun nicht gebildet genug, diese in der Beschäftigung mit der Wissenschaft, Dichtung und Kunst zu suchen: so wirft er sich auf die Religion, die ihm die leichte, keine Anstrengung kostende Nahrung dunkler Gefühle anbietet. Ja, Manche, die zu sehr dem Gelde nachjagen, fühlen vielleicht Gewissensbisse, und suchen in frommen Uebungen und guten Werken eine Art von Versöhnung. Diese Erklärung ließ sich wenigstens auf Heinrichs Bruder Abraham anwenden, der das Geld nicht weniger, als die schlimmsten Kinder der Welt, liebte und dem Mammon wenigstens eben so sehr, als Gott diente. Er schien zu fühlen, daß jenes mit der Frömmigkeit unerträglich sei, und seine Andachtsübung bestand eigentlich in weiter nichts, als in dem Versuche, sich vom Weltsinne loszureißen,

womit es aber nie gelingen wollte; es war eine fortgesetzte Buße ohne Besserung.

Dietrich lenkte das Gespräch auch auf die Mittel, diesem frommen Unwesen entgegen zu arbeiten. Beide Freunde waren der Meinung, daß unter allen diesen Mitteln keines von gewaltthätiger und feindseliger Art seyn dürfe, weil dadurch der Eifer nur desto mehr gereizt und durch das Gefühl des erlittenen Unrechts zur Erbitterung gesteigert werde. Mit Gewalt können nur ungerechte und schädliche Handlungen, aber nicht irrige Vorstellungen oder krankhafte Gefühle unterdrückt und bestraft werden. Auch geradezu durch Bestreitung und Widerlegung entgegen zu wirken, schien Beiden nicht räthlich und wenigstens sehr erfolglos zu seyn, weil die Absicht zu widerlegen die Rechthaberei hervorrufe, und es schwer sei, in die Gedanken dieser Leute einzugehen und das Falsche in ihren Vorstellungen von dem Wahren zu sondern. Als das beste Mittel sahen sie das an, dem Irrigen und Krankhaften gegenüber das Wahre und Gesunde so viel als möglich zu befördern und zur Herrschaft zu bringen. Man sollte suchen, wahre Aufklärung, Verstandesbildung und guten Geschmack zu verbreiten durch Verbesserung der öffentlichen Lehranstalten und der öffentlichen Unterhaltungsmittel;

die Freunde des Lichtes sollten zusammentreten und ihre Kräfte vereinigen, um dem wahren Guten das Uebergewicht zu verschaffen.

Dietrich machte die richtige Bemerkung, daß die Frömmler durch ihr enges Zusammenhalten und ihr eifriges Wirken für ihre Zwecke ein großes Uebergewicht über die Andern behaupteten, welche meistens vereinzelt ständen und nichts thäten, als im Stillen oder laut ihre Mißbilligung auszusprechen, ohne für das, was sie wollten, zusammenzutreten und mit einander Hand anzulegen. Es fehlt uns, sagte er, die Liebe, die Begeisterung, die Gemeinschaft; wir sind noch zu sehr Selbstlinge, und ziehen den gerechten Tadel auf uns, daß unsre freisinnigere Frömmigkeit der Wärme und Kraft entbehrt. Darum wünschte ich so sehr, daß du bei uns wärest: du könntest einen Mittelpunkt für unsre Partei abgeben. Denn du hast das, was uns fehlt, Eifer, Begeisterung und Hingebung.

Du hast Recht, erwiederte Heinrich: so sollten wir wirken, und ich will auch einst gern alles, was ich in mir habe, meiner geliebten Mitbürgerschaft widmen; aber jetzt laß mich meinen Lauf vollenden. Laß meine Liebe erst ins Allgemeine greifen, damit ich als Mensch und Weltbürger mein Opfer bringe: und dann, wenn ich

glücklich heimkehre, so will ich mich in den engern Kreis mit heimischer Liebe einschließen, und wirken, so viel ich kann und vermag. Ich fühle schon jetzt, wie es mich hier anzieht und fesselt; und vielleicht wäre ich nie nach Griechenland gegangen, wenn ich mich dieser sanften Gewalt vaterländischer Anhänglichkeit nicht durch den Aufenthalt in der Fremde und den Drang nach Ausbildung entzogen hätte.

O mein Bruder, mein Freund, mein Mitbürger! sagte Dietrich mit Begeisterung: o wärest du uns schon wieder gegeben, damit mit dir die Kraft des Gemeingeistes in unsre Mitte einkehrte, und du uns als Führer vorangingest! Kehre mit dem Lorbeer bekränzt heim, und bereite dir dann die eben so schöne, oder noch schönere Bürgerkrone!

Drittes Kapitel.

Die Zeit nahete, wo Adelbert und Euphrosyne in der Schweiz eintreffen sollten, und Heinrich reiste etwas früher ab, um ihnen bis Friedrichshafen entgegenzugehen, über welchen Ort sie, wie er wußte, kommen wollten, um sich da auf dem Bodensee einzuschiffen. Das Zusammentreffen gelang nach Wunsch, und Heinrich umarmte die so sehr ersehnten Freunde.

Euphrosyne erröthete heftig, als Heinrich von dem Rechte der Freundschaft Gebrauch machte, und sie in seine Arme schloß. Sie schien überhaupt schwer die Fassung wieder gewinnen zu können, indem das Wiedersehen des geliebten Jünglings Gefühle in ihr wieder aufregte, über welche sie längst glaubte Herr geworden zu seyn. Heinrich erschien ihr jetzt in der Reife der männlichen Kraft und Ausbildung. Er war älter geworden und hatte in seiner Bildung Fortschritte gemacht; aber der männliche Entschluß, nach Griechenland zu gehen, und die besonnene Begeisterung, die ihn beseelte, hatten erst das Siegel

der männlichen Reife auf seine schöne Gestalt gedrückt. Denn der Jüngling wird erst Mann, wenn er männlich denkt und männlich zu handeln wagt; und nichts kleidet einen Mann besser, als ein muthiger Entschluß, der Eintritt in eine edle und gefahrvolle Laufbahn. Das Weib liebt im Manne die Männlichkeit, die männliche Kraft und Selbstständigkeit, den selbstthätigen Geist, den starken, festen Willen, das unerschrockene, muthige Herz; und je edler das Weib ist, desto mehr schlägt sein Herz dem Heldenmäßigen, Großartigen, Ausgezeichneten im Manne entgegen.

Heinrich sah die liebliche, sanfte, klare Gestalt der edlen Freundin mit dem Gefühle der innigsten Liebe wieder; aber es war ganz wieder jene ruhige Liebe der Freundschaft, die er von Anfang an für sie gehegt hatte. Alle die schönen Stunden edler Unterhaltung, inniger Gedanken- und Gefühlsmittheilung, gemüthlicher Beschäftigung mit Kunst und Dichtung, die er mit ihr genossen hatte, gingen in den ersten Augenblicken des Wiedersehens gleichsam als lieblich duftende Blüthen an seiner Seele vorüber, und erfüllten ihn mit der süßesten Sehnsucht, aber mit einer Sehnsucht, die ohne alle Begierde blieb, die zugleich die volleste Befriedigung mit sich führte. Was er mit und für die geliebte Freundin gefühlt

hatte, blieb ihm als ewiges Eigenthum, und blieb sich selber gleich, so wie die Blüthe geistiger Schönheit unverwelklich ist, und dem ewig jungen Geiste, der sie liebt, stets ihren sanften Duft spendet. Mit innigem Vergnügen ruhete sein Auge auf der lieblichen Gestalt der Freundin, die, nachdem sie ihre alte Fassung wiedergewonnen hatte, seinem Blicke ruhig begegnete. Noch nie glaubte er so viel sanfte Würde, so viel ruhige Klarheit, mit einer solchen leicht beweglichen Lebhaftigkeit verbunden, an ihr gesehen zu haben. Noch blühete sie in der sanften, milden Schönheit, von welcher die Zeit den ersten Duft abgestreift, die aber eben deßwegen den Schein der Unverwelklichkeit hatte, weil sie dasjenige verloren, was allein der Raub des Alters werden zu können schien.

Die jungfräuliche Schönheit mit dem ersten, frischen Blüthenschmelze, mit dem ahnungsvollen Auge, mit dem um den Mund spielenden Reize unschuldiger Lebenslust, und die weibliche Schönheit mit dem klaren, sinnvollen Auge, mit dem Ausdrucke der Mäßigung, Anmuth und wohlwollenden Freundlichkeit, des zart ansprechenden, reinen Gefühls — sind sehr verschieden, und von den Künstlern vielleicht noch nicht genug in ihrem charakteristischen Unterschiede aufgefaßt und dar-

gestellt worden. Die jungfräuliche Schönheit ist eine Gabe der Natur, die weibliche eine Frucht der Bildung: jene ist vergänglich, gleich dem Farbenhauche der aufbrechenden Rose; diese dauert selbst ins Alter hinein: jene findet sich selten in ihrer Reinheit, weil sie, um zu seyn, was sie ist, vollkommene körperliche Formen und Reize verlangt, und weil die Mädchen durch Bildung leicht einen höhern Grad von Verständigkeit, als sich mit ihr verträgt, erlangen, und daher oft ein Mittelding zwischen Jungfrau und Frau darstellen; diese findet sich häufiger, weil sie auch in weniger vollkommenen körperlichen Formen erscheint, und durch Bildung und Erfahrung gewonnen wird. Manche Frauen waren als Mädchen nicht schön, und werden es erst in reiferen Jahren; viele schöne Mädchen stellen als Weiber nur das Bild verblüheter Schönheit dar.

Mit der Erinnerung an die mit Euphrosynen verlebten schönen Tage mischte sich in Heinrichs Seele das wehmüthige Andenken an seine selige Gertrud; denn die edle Freundin hatte mit ihm an ihrem Grabe geweint, und in ihrer Freundschaft hatte er Trost gefunden. — Es ist kein schöneres, heiligeres Gefühl, als die sanfte Wehmuth, mit welcher wir an einen geliebten Todten denken, wenn die Zeit die Thränen getrocknet

hat, und weder Schmerz noch Lust die reine Liebe trübt, wenn anstatt des bleichen Todtenbildes und der reizerfüllten lebendigen Gestalt das verklärte Engelsbild in der Seele zurückgeblieben ist. O könnten diejenigen, die noch in dem Kampfe des ersten Schmerzes stehen, einen Blick in die ruhige Zukunft, die ihrer wartet, thun, und sich über die heftige Bewegung, mit welcher sie der Strom der Zeit ergreift, hinwegheben! Aber sie können die Ruhe eben nur durch Kampf gewinnen; sie müssen sich hindurch arbeiten durch den Wogendrang, um in den ruhigen Hafen zu gelangen. — Heinrich genoß des wehmüthigen Andenkens mit der Beruhigung, daß er seiner ersten Liebe treu geblieben war: nicht als wenn wir es für Untreue hielten, wenn er eine Andere lieben gelernt hätte; sondern wir meinen, sein Herz war rein geblieben, rein von allem, was seiner Gertrud und des Himmels unwürdig war, rein von Wollust und niedriger Begier, immer noch dem Höheren zugewandt und von Begeisterung glühend; ja, es war noch mehr geläutert worden.

Adelbert schien sehr angegriffen zu seyn, und hatte auffallend gealtert. Er empfing unsern Freund sehr herzlich, und lobte sein kräftiges, männliches Aussehen. Schade! sagte er: Sie sind zu gut für ein Türkenschwert! Welche Schwärme-

rei entreißt Sie uns? Dort gelten Sie nur als ein tapfrer Arm, und hier können Sie mit Ihrem Kopf und Herzen wirken: ich kann Ihren Entschluß nicht recht billigen.

Und wo ist das Kreuz, Herr Kreuzfahrer? sagte scherzend Euphrosyne: soll ich es Ihnen anheften, oder erwarten Sie es von einer lieberen Hand?

„Von keiner, als der Ihrigen, würde ich es lieber empfangen; aber ich trage es im Herzen.“

„„Sie legen es uns auf, Ihren Freunden, die Ihren Weggang betrauern, und um Ihr Schicksal Sorge tragen. Ihr Männer folgt eurem ungestümen Willen, und strebt eurem Ziele zu, ohne an diejenigen zu denken, welche ihr hinter euch lasset, und denen nichts, als das sorgenvolle Nachblicken, bleibt.““

„Wer sagt Ihnen aber, daß wir nicht zurückblicken, und daß ein fühlendes männliches Herz nicht auch mitten im Sturme des Kampfes der entfernten Geliebten denken kann? Das Kreuz, wenn ich es auf mich nehme, trage ich mit meinen Freunden gemeinschaftlich; und wer weiß, wer mehr entbehrt und verliert, sie oder ich?“

„„Ich fühle es wohl, ich hätte nicht zu einem Heldenweibe getaugt, das dem Gatten das

Schwert umgürtet und beim Scheidekusse höchstens eine Thräne auf den Panzer träufeln läßt.""

„Sie wollen es nur nicht seyn; Ihr Herz ist groß genug dazu."

Ich habe sie auch nicht dazu gewöhnt, fiel Adelbert ein. Wenn unser einer einmal weggeht, so hat es keine große Gefahr damit; und ist auch etwas zu fürchten von Schiffbruch u. dgl., so ist es ein so lumpiger Zweck, um den man sich in Gefahr begibt. Um einige Geldsäcke nach Hause zu bringen, das verlohnt sich eigentlich nicht der Mühe, Frau und Kinder zu verlassen. Will man seine Haut zu Markte tragen, so sei es wenigstens um einen hohen Preis; und in dieser Hinsicht muß ich Ihren Schritt loben, wenn ich ihn auch sonst nicht ganz billigen kann.

Unsre Zeit, versetzte Heinrich, kennt zu wenig die Hingebung für große, gemeinsame Zwecke; und woher sollen die Frauen diese Gesinnung haben, da sie den Männern fremd ist? In unsrer Zeit herrscht die gröbere oder feinere Selbstsucht; Jeder lebt für sich, höchstens für die Seinigen: im Mittelalter hingegen konnte eine gemeinsame Bewegung ganze Massen ergreifen, und zwar die Bewegung für einen überirdischen Zweck, wie es bei den Kreuzzügen der Fall war. Ich kann es wohl begreifen, wie ein Mann von Herders Ge-

müth sagen konnte: „Ich wollte, ich wäre im Mittelalter geboren!“

War es denn aber auch, sagte Adelbert, wirklich ein überirdischer Zweck, liefen nicht irdische, eigennützige Absichten mit unter?

Ich glaube selbst, daß dieß der Fall war, antwortete Heinrich, aber wohl nur von Seiten der Päpste und der übrigen Geistlichkeit, welche dabei an Macht gewinnen konnten; die Andern hingegen ließen sich von der Gewalt des Glaubens hinreißen. Freilich war es ein sinnlicher Glaube; und weil unsre Zeit einen solchen nicht mehr hat, so ist sie auch nicht mehr in eine solche Bewegung zu versetzen. Je geistiger die Religion wird, desto weniger kann sie die rohe Masse in Bewegung setzen; die reineren Beweggründe der Menschenliebe, der Liebe zur Freiheit und Gerechtigkeit, können nur edlere Herzen bestimmen.

„Dann sollte man ja fast wünschen, daß noch der Aberglaube herrschte.“

„„Keinesweges! Die reinere Gesinnung soll nach und nach die Masse durchdringen, zuerst die höheren Stände, die Führer und Edlen des Volkes, und dann auch dieses, welches immer den Anregungen von oben folgt. Es wird eine Zeit kommen, wo die Funken einer edlen Begeisterung entzündend auch in die Masse fallen, und wieder

solche große Bewegungen, wie die Kreuzzüge, aber aus reineren Antrieben, hervorbringen.""

Indessen, sagte Euphrosyne lächelnd, wird es Kreuzrittern, wie Sie sind, nicht an einer Dame ihres Herzens fehlen, welche sie willig ziehen lassen und für sie beten; ja vielleicht würde es nicht an einer Chlorinde fehlen, die selbst mit in den Streit zöge, und die schwarzen Locken unter den Helm zwängte. Wer weiß, was unsre Cölestine thut, zumal wenn sie Ihnen in das von ritterlicher Begeisterung glühende Auge blickt?

O spotten Sie der hochherzigen Freundin nicht, erwiederte Heinrich; aber ich weiß wohl, Sie meinen es nicht so; ich weiß, wohin Sie zielen.

„Und treffe ich das Ziel nicht? habe ich es nicht von Anfang an getroffen?"

O Sie sind so gut, liebe Freundin, so sorgsam für mein Wohl, sagte Heinrich, Euphrosynens Hand ergreifend; aber ich bitte, verschonen Sie mich und das gute Mädchen mit solchen Anspielungen!

„Meinen Sie, ich würde so unfein seyn, und Sie beide zum Erröthen bringen? Lassen Sie mich nur machen, ich schürze den Knoten, ohne daß Sie es merken."

Daß die Weiber doch nicht das Kuppeln lassen können, versetzte Adelbert etwas unwillig. Ich habe meiner Frau es ernstlich verwiesen, daß sie etwas der Art mit Ihnen und Cölestine vorhat; aber sie kann es nicht lassen.

Laß mich nur machen, versetzte Euphrosyne: ich nehme die Verantwortung auf mich. Und ich kuppele ja nicht; denn das verdient diesen verwerflichen Namen nicht, wenn man Herzen einander nähert, die sich lieben können; kuppeln heißt ein Band knüpfen helfen, wo keine Liebe ist.

Aber es gibt auch eine gemachte, eingebildete Liebe, erwiederte Adelbert; doch um sich dazu herzugeben, sind Sie, Freund, zu selbstständig: und so mag denn Euphrosyne thun, was sie nicht lassen kann.

Eigentlich ist schon Alles gethan, nicht wahr, lieber Melchthal? sagte Euphrosyne mit schlau forschendem Blicke.

Sie lesen mehr in meinem Herzen, als ich darin lesen kann, erwiederte Heinrich, etwas empfindlich: triumphiren Sie nicht zu früh!

Ich werde nicht triumphiren, sagte sie mit ihrem ganzen schönen Wohlwollen, indem sie seine Hand ergriff und ihm freundlich ins Auge blickte:

ich werde mich herzinniglich freuen, wenn ich Sie glücklich sehe.

Heinrich küßte ihre Hand, und sagte gerührt: Verzeihen Sie meine Empfindlichkeit, gute, liebe Freundin! — Er fühlte ganz die sanfte Gewalt ihrer reinen, uneigennützigen Liebe.

Viertes Kapitel.

Wie glücklich war unser Freund, als er sich mit Adelbert und Euphrosyne bei der heitersten Witterung in einem Nachen auf dem Bodensee befand. Ein frischer Nordwind blies in die Segel, und spielte mit den Bändern an Euphrosynens Gewand. Er machte mit innigem Vergnügen die Freunde mit der Gegend bekannt, und genoß von Herzen die Freude, in Euphrosynens schönem Auge das Entzücken zu lesen, das sie beim Anschauen der schönen Landschaft empfand.

Dort erheben sich, sagte er, die Berge des Appenzeller Landes, wo ein freies, fröhliches Völkchen wohnt; dort streckt der hohe Sentis sein schneebedecktes Haupt in die Wolken, in dessen Nähe Gais liegt: wir werden ihn dort immer vor Augen haben, im Morgen- und Abendlichte verklärt, vielleicht auch von Wolken verhüllt; doch verkündigen alle Zeichen anhaltende heitere Witterung.

Beim Regen mag es da oben unangenehm zu Hause seyn, sagte Adelbert.

Freilich, versetzte Heinrich, zumal da es dort an bequemen Oertlichkeiten und andern Hülfsmitteln fehlt, um bei der unfreundlichen Witterung die Zeit im Hause angenehm zuzubringen; aber im Kreise der Freunde läßt sich Allem Trotz bieten.

Je mehr sich der Nachen dem Schweizer-Ufer näherte, desto mehr entfaltete sich der Reichthum und die Mannichfaltigkeit desselben; und Heinrich machte mit Stolz darauf aufmerksam, wie vortheilhaft es sich vor dem flachen deutschen auszeichnete, wo nur das schöne Lindau im Wasser sich herrlich heraushob. Die Freiheit, sagte er, scheint dort das Füllhorn ihres Segens ausgegossen zu haben; oder sie verließ das flache Land, und flüchtete sich in die Hügel und Berge.

Es ist ein schöner See, sagte Adelbert; aber er ist todt. Wäre er in Amerika, so würde er von Dampfböten und einem regen Verkehr belebt seyn.

Daß du doch, erwiederte Euphrosyne, auch hier deine Handelsgedanken nicht vergessen kannst! Ist denn das Schöne weniger schön, weil es nicht nützlich ist?

Und doch gefällt, versetzte Heinrich, an einer Landschaft Manches, was nicht malerisch schön ist, aber die menschliche Theilnahme in anderen Beziehungen in Anspruch nimmt. Das Gefühl,

daß es den Menschen in einer Landschaft wohl ist, daß sie sich fröhlich bewegen und rühren, thut uns wohl, und erhöhet das Vergnügen der Betrachtung. Eine Stadt z. B. ist selten malerisch schön, und doch gefällt ihr Anblick, weil sie menschliche Theilnahme erweckt. So gefallen Heerstraßen, Pfade, welche das Land durchschneiden, und fruchtbare Gefilde, wenn sie auch etwas einförmig sind. Das baumreiche Hügelland des Thurgaues ist, von einer Höhe aus gesehen, gewiß nicht malerisch, und doch gefällt es.

Dieß ist auch wohl, fügte Euphrosyne hinzu, der Fall mit einer in der Baumblüthe prangenden Landschaft, welche auf einem Gemälde sich schlecht ausnehmen würde, und doch beim Anblick in der Natur selbst gefällt. Es ist die Fülle, die gefällt, auch ohne, daß sie in malerischer Form erscheint; es ist der Gedanke an den Segen, der den Bewohnern zu Theil werden soll, was dem Betrachter wohl thut.

Selbst die bloße Ordnung und Nettigkeit, sagte Heinrich, die Spuren des Fleißes, die wir in Gärten und Fluren entdecken, machen einen wohlthuenden Eindruck, der sich dem der malerischen Schönheit nähert, und sich oft mit demselben vermischt. Auch historische Erinnerungen und andere Beziehungen auf das menschliche Leben

erhöhen den landschaftlichen Genuß, wohin die Theilnahme gehört, mit welcher wir alte Ritterburgen und Abteien betrachten. Darum ist mein Vaterland das wahre Heiligthum der landschaftlichen Schönheit, weil einem überall geschichtliche Erinnerungen begegnen, weil man klassischen Boden betritt.

Adelbert hatte sich niedergesetzt, um in einem Reisebuche zu blättern, indem er sich von einem der Schiffer die Namen der Städte am Ufer nennen ließ. Euphrosyne benutzte dieses, um mit Heinrich in vertrauliche Mittheilungen einzutreten.

Mir wird unbeschreiblich wohl, sagte sie zu Heinrich, in der Nähe Ihres schönen Vaterlandes, und ich muß Ihnen einen Lieblingsplan mittheilen, den ich seit einiger Zeit hege. Adelbert wird sichtbar schwächer, und ich arbeite daran, daß er sein Handelsgeschäft ganz seinem Sohne, der jetzt zurückgekehrt ist, überlassen, sich zur Ruhe begeben und ein Klima suchen soll, das seiner Gesundheit mehr zusagt.

Und nicht wahr, sagte Heinrich erfreut, Sie kommen dann nach der Schweiz, in meine Vaterstadt, wo es recht schön ist, kaufen oder bauen Sich da ein Landhaus, und beglücken Ihren Freund durch Ihre Gegenwart?

Das ist allerdings mein Plan, erwiederte sie, und ich gestehe, daß ich dafür noch einen andern Grund, als die Sorge für Adelberts Gesundheit habe. — Sie setzte, etwas erröthend, hinzu (denn sie fühlte, daß Heinrich die Neigung, zu ihm als diesen Grund ansehen konnte): Ich sehe dem Verhältnisse mit einem mir ziemlich fremden Stiefsohne und dessen Gattin entgegen, dem ich gern ausweichen möchte, indem ich nicht weiß, ob es zur beiderseitigen Zufriedenheit ausfallen würde: es ist daher besser, ich lasse dem jungen Paare freien Spielraum. Auch würde Adelbert es nicht lassen können, sich in die Geschäfte zu mischen, seinem Sohne Rathschläge zu geben, und damit am Ende nichts als Verdruß einernten.

Heinrich drückte seine Freude über diese glückliche Aussicht in die Zukunft sehr lebhaft aus.

Aber, mein Freund! sagte Euphrosyne, die Ausführung dieses Planes beruht auf einer Bedingung, deren Erfüllung von Ihnen abhängt. Ich kann nur dann an Ihrer Seite leben, wenn Cölestine Ihre Gattin ist.

Immer und immer Cölestine, erwiederte Heinrich: sitzt dieser Gedanke denn so fest in Ihrer Seele? Ich freute mich so ganz und rein der Hoffnung, das Glück Ihrer Freundschaft zu

genießen; und nun kommen Sie mit einer Bedingung, deren Erfüllung keinesweges von mir abhängt und mir um so schwerer fällt — —

Keine Schmeichelei! fiel sie ein. Sie ist bei mir übel angebracht, da ich sie nicht erwiedern kann, und vielmehr erklären muß, daß ich, ausser Ihnen, einer Freundin, wie Cölestine ist, bedarf, um mich an dem neuen Wohnorte heimisch zu fühlen; und diese Freundin würde als Ihre Gattin mir den Umgang mit Ihnen erleichtern und verschönern, wo hingegen Ihre Verbindung mit einer mir fremden Person eine Scheidewand zwischen uns aufrichten würde. Nicht wahr, lieber Freund, mein Plan ist gut ausgedacht, für uns beide gleich vortheilhaft?

Heinrich fühlte ganz das Zarte und Schickliche in diesem Gedanken Euphrosynens; und doch war etwas darin, was seine Freude störte. Die alte Freundin stand seinem Herzen näher, als die künftige Geliebte, deren Liebe er erst gewinnen, die er selbst erst lieben lernen sollte; erst mittelst eines neuen ungewissen Verhältnisses sollte er des Glückes theilhaftig werden, Euphrosynen sich nahe zu sehen, zu welcher er in einem alten, sicher begründeten Verhältnisse stand: es war daher ein unsicherer, zweideutiger Gewinn, den ihm dieser Plan verhieß. Dazu kam, daß

ihm die Verbindung mit Cölestine noch gar nicht in den Sinn wollte.

Um diese Sache einmal gründlich zu besprechen, sagte er, so muß ich Ihnen aufrichtig erklären, daß mir die von Ihnen so sehr gewünschte Verbindung mit Cölestine sehr unsicher und zweifelhaft vorkommt. Fürs erste ist es noch sehr die Frage, ob wir beide uns lieben können. Sodann bin ich jetzt, im Begriffe nach Griechenland zu gehen, keinesweges in der Stimmung und Lage, ein Verhältniß der Art einzugehen. Endlich werde ich, da ich ohne Vermögen bin, mich nie durch die Werbung um Cölestinens Hand in die Gefahr setzen, daß man mir eine unlautere Absicht unterlegen und mich abweisen könnte. Sie kennen meine Besorgnisse in Ansehung der Gesinnung des Herrn Reuß, und ich sehe wirklich nicht, wie diese Schwierigkeit überwunden werden soll.

Wenn Sie Sich auch, erwiederte Euphrosyne jetzt nicht geradezu mit Cölestine verloben, so ist doch nichts Unschickliches darin, wenn Sie die Verbindung einstweilen vorbereiten; und Sie kehren dann vielleicht eher zurück, wenn das Herz Sie nach Hause zieht. Was sodann den Vermögens-Punkt betrifft, so sind Sie doch nicht ganz unbemittelt; und mit Hülfe Ihrer Freunde können

Sie wohl ein Handelsgeschäft beginnen, das Ihnen anständigen Unterhalt und vielleicht sogar Reichthum verspricht. Adelbert wird sich ein Vergnügen daraus machen, einen Theil seiner Gelder in Ihrem Geschäfte anzulegen.

„Ich erkenne Ihre großmüthige Absicht, edle Freundin! Aber wenn ich auch davon Gebrauch machte, und ein noch so vortheilhaftes Geschäft begänne, so fürchte ich doch, daß ich Herrn Neuß noch kein willkommener Freier seyn würde.“

„„Nun das heißt doch wahrlich den Ehrenpunkt gar zu genau nehmen! Ich will zugeben, daß, wenn Sie um Cölestinens Hand würben, ohne sie zu kennen und zu lieben, und ohne von ihr geliebt zu seyn, man den Verdacht fassen könnte, daß es Ihnen um Ihr Vermögen zu thun wäre; aber wenn jenes der Fall ist — —““

„Kann man mir aber nicht Schuld geben, daß ich aus Eigennutz ihre Neigung zu gewinnen gesucht habe; und, worauf Alles ankommt, kann ich nicht trotz der wechselseitigen Neigung eine abschlägige Antwort bekommen?“

„„Das wäre doch von dem Oheim hart und herzlos! — Darf ich seine Gesinnung erforschen.““

„Um alles in der Welt nicht, liebe Freundin! Wenn Ihnen meine Freundschaft etwas gilt, unterlassen Sie dieses gänzlich.

„„Wenn ich es aber unter der ausdrücklichen Erklärung thue, von Ihnen nicht dazu beauftragt zu seyn, vielmehr es wider ihren Willen zu thun?““

Heinrich rief Adelberten zum Schiedsrichter in diesem Streite auf, und dieser war der Meinung, Heinrich könne es wohl geschehen lassen, daß Euphrosyne eine solche Erforschung anstellte, obschon er nochmals erklärte, an der ganzen Sache kein Gefallen zu haben. Lassen wir, sagte er, die jungen Leute sich nähern, und ihre Herzen walten: das übrige wird sich von selbst finden. Wenn unser Freund erst liebt, so wird er nicht mehr so stolz und so streng im Ehrenpunkte seyn.

Wenn wir die bittere Erfahrung erwägen, welche Heinrich nach dem Verluste des väterlichen Vermögens mit den Eltern seiner Gertrud gemacht hatte: so können wir es ihm nicht verdenken, daß er in diesem Punkte so empfindlich war. Es ist gewiß für einen Mann von Ehrgefühl nichts Demüthigenderes und Schmerzlicheres, als einen vergeblichen Heurathsantrag zu thun; und die Männer sollten darin vorsichtiger seyn, als es gewöhnlich der Fall ist. Wirbt einer um die Hand eines Frauenzimmers, ohne der Liebe desselben versichert zu seyn: so zeigt er entweder, daß er nicht genug Scharfblick hat, um zu erkennen, wie

es um das Herz desselben steht, oder daß er von der Ehe einen unwürdigen Begriff hat, und die Neigung nicht als ein wesentliches Erforderniß dazu ansieht. Einen Korb davon zu tragen ist daher in der That sehr empfindlich für seine Ehre; er hat sich dadurch seiner Ueberlegenheit über das Weib verlustig gemacht, und sich unter dasselbe gestellt. Findet er bloß bei den Eltern und Verwandten Hindernisse, während er des geliebten Herzens gewiß ist: so muß die ungünstige Entscheidung für ihn und die Geliebte gleich schmerzlich seyn; und es wäre besser, er hätte auch hier mehr Scharfblick gezeigt, und sich und ihr den Schmerz erspart, dadurch daß er einer unglücklichen Neigung keine Nahrung gegeben hätte. Den Vorschlag Euphrosynens aber, erst vorher die Gesinnung des Oheims zu erforschen, ehe er förmlich um des Mädchens Herz und Hand warb, hätte Heinrich wohl annehmen können; denn er hätte dadurch ein Zartgefühl gezeigt, das Herr Neuß nur hätte achten müssen.

Fünftes Kapitel.

Die drei Freunde landeten nun in Roschach, und begaben sich von da nach der freundlichen, gewerbthätigen Stadt St. Gallen, in welcher es Adelberten sehr wohl gefiel. Nachdem sie sich in der Stadt umgesehen, erstiegen sie eine Anhöhe über derselben, welche eine sehr schöne Aussicht darbietet. Auf der einen Seite stellen sich die Appenzeller Alpen dar, und dann braucht man nur einige Schritte durch einen Wald zu thun, um den ganzen Bodensee und das Thurgauer Land mit seinen fruchtbaren Hügeln gleich einem Gemälde unter sich ausgebreitet zu sehen.

Cölestine und ihr Oheim waren unterdessen ebenfalls in der Stadt angekommen, hatten die Ankunft der Freunde erfahren und ihre Spur verfolgt, die sie dann auf denselben Berg führte. Cölestine flog der Freundin in die offenen Arme. Es war lange, daß sie sich nicht wiedergesehen, obschon sie durch Briefwechsel ihre Freundschaft nicht nur unterhalten, sondern noch enger geknüpft hatten. Euphrosyne erschien der jüngeren

Freundin unverändert, nur daß ihr verehrtes Bild, ehedem vom kindlichen Auge schwankend aufgefaßt, ihr jetzt in klarer Bestimmtheit entgegentrat. Aber Cölestine war aus dem Mädchen eine Jungfrau geworden, und ihr Anblick machte auf Euphrosyne einen überraschenden Eindruck. So schön, von einer so bedeutungsvollen, geistreichen Schönheit, hatte sie sich das Mädchen nicht gedacht. Ein dunkles, tiefliegendes, schwärmerisches und doch auch verständig klares Auge unter einer heitern, von schwarzen Locken beschatteten Stirne; ein milder, sinnvoller Ernst um den feingebildeten Mund, beim Sprechen durch geistreiche Anmuth belebt; der Wuchs zierlich, aber nicht allzuschlank, sondern voll und kräftig; die ganze Gestalt eher an die Ideale einer Minerva und Juno, als einer Venus oder Grazie, erinnernd. Heinrich betrachtete die beiden Frauengestalten neben einander mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit, und keine schien ihm gegen die andere zu verlieren, keine zu gewinnen, nur daß Cölestine als die jüngere und blühendere erschien.

Die Neuangekommene begrüßte Adelberten und Heinrichen auf eine sehr freundliche Weise. Sie benahm sich gegen den letztern ganz unbefangen, obschon Euphrosyne zu bemerken glaubte, daß sie ihr Auge mit mehr Aufmerksamkeit und

öfter auf ihn richtete, als gleichgültige und stolze Mädchen zu thun pflegen. Nach der ersten Begrüßung widmete sie sich ganz allein der Freundin, und auf dem Wege nach Gais, wohin man Abends abreiste, saß sie mit Euphrosynen allein in einem Wagen, während die drei Herren zusammen Gesellschaft machten.

Die Unterhaltung der letztern war anziehend und unterrichtend. Adelbert erkundigte sich nach dem Zustande, der Regierungsform und dem Gewerbswesen des Appenzeller Landes, und Hr. Reuß wußte darüber mit Sachkenntniß Auskunft zu geben. Merkwürdig ist in diesem Ländchen der Unterschied zwischen dem katholischen Innerrhoden und dem protestantischen Ausserrhoden: dort Hirtenleben, Armuth, Unwissenheit, Aberglaube, zügellose Volksfreiheit; hier Gewerbfleiß, Wohlstand, zunehmende Bildung, vernünftige Freiheit: dort ein um Jahrhunderte zurückgebliebener Zustand; hier die neuere Zeit mit ihren Fortschritten. Die Einfachheit des Hirtenlebens in Innerrhoden hat das Bestehen des Katholicismus begünstigt, und dieser begünstigt hinwiederum die Unwissenheit und Trägheit, während in Ausserrhoden die Reformation unstreitig deßwegen, weil das Volk damals schon aufgeklärter war, Eingang gefunden und seitdem die Aufklärung noch mehr

befördert hat. Heinrich bemerkte, daß man hieher diejenigen führen müsse, welche der Religion den Einfluß auf das Leben absprechen, und es für gleichgültig halten, zu welchem Glauben man sich bekenne. Hier, wie auch in der übrigen Schweiz, ist der Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus mit deutlichen Zügen in den Volkscharakter und das Volksleben eingeschrieben.

Es kam sodann die Rede auf den fröhlichen Charakter des Appenzeller Volkes, wodurch es sich von allen anderen schweizerischen Völkerschaften unterscheidet. Man behauptete, daß der Grund davon in der heiteren, offenen Landschaft liege, die sich in waldlosen, hell begrünten Anhöhen ausbreitet, und keine wild romantischen, ernst erhabenen, großartigen Ansichten darbietet.

Heinrich wandte dagegen ein, daß es ihm nicht recht in den Sinn wolle, den Charakter eines Volkes aus Natur-Einfluß zu erklären, weil eine solche Erklärungsart der menschlichen Freiheit zu nahe trete, und auch gar nicht überall passe. Die Gegenden der Cantone Basel, Aargau und Zürich seien sehr heiter und offen, und doch habe das Volk gar nicht den entsprechenden Charakter; die Bewohner von Tyrol hingegen, dessen Natur ganz schweizerisch sei, seien von ganz an-

derer Gemüthsart, als die Schweizer, weit heiterer, fröhlicher und zutraulicher. Heinrich war eher geneigt, den Volkscharakter aus der Abstammung zu erklären; es gäbe eben solche Volkseigenthümlichkeiten, wie Familien-Eigenthümlichkeiten, und sie würden auch eben so fortgepflanzt.

Man bemerkte dagegen, daß dieß die Erklärung nur weiter hinausschieben heiße; denn eine solche Eigenthümlichkeit müsse doch zuletzt aus Natur-Ursachen erklärt werden.

„Aber können wir denn die besondere Eigenthümlichkeit eines Menschen aus dem Einflusse des Klimas und Wohnortes erklären? Dann müßten ja die Bewohner einer Stadt und eines Landes einander alle gleich sehen. Die Entstehung eines Menschen ist ein Geheimniß, und es wirken dabei verborgene geistige Kräfte.“ — Heinrich berief sich auf den Volkscharakter und die eigenthümlichen Gesichtszüge der Juden, welche unter allen Himmelsstrichen sich gleich geblieben seien, und behauptete, daß diese Eigenthümlichkeit sich wahrscheinlich vom Stammvater Jakob herschreibe und sich familienmäßig fortgepflanzt habe.

„„Aber ist diese Ansicht nicht ebenfalls der menschlichen Freiheit ungünstig? Erscheinen hiernach die Menschen nicht, wie die Thiere, deren

Gestalt weit weniger individuelle Eigenthümlichkeit hat, als die menschliche?““

„Allerdings zeigt sich hierin eine thierische Abhängigkeit des Menschen; und ich gestehe, daß mir der Anblick von Geschwistern, die einander allzu ähnlich sehen, immer sehr unerfreulich gewesen ist; sie erschienen mir eben als Natur-Dinge, als Hervorbringungen nothwendig wirkender Naturkräfte. Allein die Abhängigkeit der Seele vom Leibe ist allgemein anerkannt, und doch glauben wir, daß dabei die Freiheit bestehen könne.“

Wir lassen nun die drei Reisegefährten sich ferner in dieser Art unterhalten, und wenden uns zu den beiden Frauenzimmern, welche in traulichem Gekose die Reise mit einander zubrachten, und deren vorausfahrender Wagen oft Heinrichs Blicke auf sich zog, und seine Aufmerksamkeit vom Gespräche ablenkte, indem er lieber ihnen gegenüber gesessen hätte, sei es nun, daß er Euphrosynens Unterhaltung ungern mißte, oder ihn auch ein geheimer Zug des Herzens zu Cölestine hinzog.

Es läßt sich denken, daß die Unterhaltung der beiden Freundinnen zunächst in dem süßen Austausche der frohen Gefühle bestand, welche das Wiedersehen in ihnen erweckte. Obschon von

verschiedenem Alter, so fanden doch beide in einander ganz das, was zu einer vollkommenen Freundschaft gehört, innige Uebereinstimmung der Herzen und schwesterliches Vertrauen.

Wie lange habe ich das Glück entbehrt, sagte Euphrosyne, ein weibliches Herz ganz mein nennen zu können! Nur seit kurzem ist mir ein Frauenzimmer in **** ziemlich nahe getreten; aber sie kann mir doch nie werden, was du, liebe Cölestine, mir schon längst bist und noch mehr werden wirst, wenn wir uns länger sehen. — Das schwesterliche Du ist meinen Lippen entschlüpft, ohne daß ich es wollte; aber es gelte fortan zwischen uns, wenn du willst.

Es sei, antwortete Cölestine, obgleich ich dich nicht bloß als Schwester liebe, sondern auch zugleich als Mutter und Führerin verehre. Aber beide Gefühle fließen so sehr in einander, daß ich nicht weiß, welches vorherrscht.

„Das schwesterliche Gefühl wird immer mehr die Oberhand gewinnen, je mehr der erste Eindruck, den du ehemals als junges Mädchen von mir, als älterer Frau, empfangen, den neueren Eindrücken weichen wird. Wir stehen ja jetzt ganz gleich.“

„„Das nun wohl nicht; ich werde wenigstens immer in dir die ältere, erfahrnere, reifere

Schwester verehren; und laß mir das Glück, ein Vorbild zu haben, zu dem ich hinaufblicken kann.""

„Ich denke, wahre Freundinnen sollen immer zugleich zu einander hinauf und vertraulich einander ins Herz blicken; sie sollen sich einander heben, und doch mit einander auf gleichem Boden stehen. Indem man sich einander Alles vertraut, so vertraut man sich auch seine gegenseitigen Fehler und Schwachheiten, und sucht bei einander Rath und Hülfe."

„„Ja, das will ich, ich will dir mein ganzes Herz vertrauen, und mündlich geht dieß viel besser, als in Briefen. Niemand ausser dir, selbst nicht meine gute Mutter, versteht mich und die Ansicht, die ich vom Leben habe: und darum plagt man mich immer wieder mit Heurathsanträgen, ohne viel darnach zu fragen, was mein Herz dazu sagt. Noch kurz vor meiner Abreise habe ich unter Mißbilligung meiner Mutter und meines Oheims einen Freier abgewiesen, den sie begünstigten, weil er reich ist.""

„Sehen sie denn so sehr auf den Reichthum? So viel ich weiß, könnte deine Mutter dich wohl so reichlich aussteuern, daß du keines reichen Mannes bedürftest, und mit einem, der sein gutes Einkommen hat, anständig leben könntest."

„„Ach! die Sorge um meinen anständigen Unterhalt ist gar nicht der Grund, warum sie auf einen reichen Freier sehen. Es ist ihnen nur um das Geld zu thun, ohne Rücksicht darauf daß man es braucht. Mangel würde ich auch mit dem unbemitteltesten Manne nicht leiden; und was den Ueberfluß betrifft, so kommt ja beim Genusse desselben Alles auf Wunsch, Geschmack und Zufriedenheit an. Was hilft mir der Ueberfluß, wenn ich desselben ohne ein zufriedenes Herz genieße? Ich bin ja dann doch nicht glücklich. Und bin ich an der Seite eines geliebten Mannes mit einer anständigen Mittelmäßigkeit zufrieden, was fehlt mir dann noch zu meinem Glücke? Mir scheint, die Meinigen betrachten mich als eine Waare, die man nicht zu wohlfeil hingeben müsse, als ein Gewicht, wofür man ein volles Gegengewicht in die Wagschale legen müsse; es ist der Geldstolz, der seine Befriedigung durch einen reichen Gatten der reichen Erbin fordert; es ist die Eitelkeit, mit einem reichen Schwiegersohne prahlen zu können.““

„Glaubst du denn wirklich, daß, wenn dein Herz einen nicht sehr begüterten Mann wählte, die Deinigen ihre Zustimmung versagten? Bisher haben sie doch nichts gethan, als daß sie ihren Wunsch zu erkennen gegeben haben, du möchtest

einen reichen wählen; aber ich kann nicht glauben, daß sie deinem Herzen, wenn es wider ihren Wunsch gewählt hätte, Zwang anthun würden."

„„Ich wage darüber nicht zu entscheiden, fürchte aber, daß sie wenigstens ungern ihre Zustimmung geben würden; und es thäte mir um denjenigen leid, den ich durch meine Wahl in ein so unangenehmes Verhältniß setzte.""

„Also würde mein Freund Melchthal wenigstens den Deinigen ein unwillkommener Freier seyn, wenn er dir auch nicht zuwider wäre?"

Cölestine erröthete bei diesen Worten, und sagte: Ich glaubte, deines Freundes Absicht, nach Griechenland zu gehen, würde dich von deinem Lieblingsgedanken abgebracht haben. Du siehst ja nun, daß er keine Absicht auf mich hat, weil er jenen Entschluß gefaßt hat.

„Du zürnest ihm doch nicht deßwegen? Du hast ja nun in ihm den Mann der Begeisterung gefunden, wie du einen solchen allein lieben zu können behauptest. Findest du in seinem heldenmüthigen Entschlusse einen Beweis, daß er dich nicht liebt, so verwickelst du dich in einen großen Widerspruch. Bleibst du dir selbst getreu, so mußt du ihn gerade darum lieben, weil er sein Vater-

land, seine Freunde und dich zu verlassen entschlossen ist.“

„„Ich achte ihn darum sehr, und halte ihn für einen ausgezeichneten Jüngling, der eines edlen weiblichen Herzens würdig ist.““

„Sei einmal recht aufrichtig, liebe Cölestine, und gestehe mir, ob dein Herz nichts besonderes empfand, als ich dir schrieb, daß er nach Griechenland gehen wollte?“

„„Ja, ich freute mich recht innig darüber, so innig, wie man sich über etwas Edles und Schönes freut.““

„Nun, ich will nicht weiter in dich dringen; aber darum bitte ich dich, sei recht freundlich und zuvorkommend gegen ihn; denn er ist schüchtern und stolz, und ich vermuthe, daß er wegen seines geringen Vermögens sich scheut, sich dir zu nähern. Zum Lohne für deine Gefälligkeit für mich will ich dir eine Aussicht zeigen, die dir gewiß anlockend genug ist“ — Und nun theilte sie ihr den dem Leser schon bekannten Plan mit, sich mit Adelbert in *** niederzulassen. Aber Cölestine nahm diese Verheißung ungefähr eben so, wie Heinrich, auf. Sie freute sich innig des Gedankens, mit Euphrosyne zusammen zu leben; aber die Bedingung, welche diese machte und für

unerlaßlich erklärte, machte sie nachdenklich und zweifelhaft.

Am schönsten wäre es, fuhr Euphrosyne fort, wenn du den liebenswürdigen Schwärmer so fesseltest, daß er seinen Entschluß aufgäbe, und zu Hause bliebe.

„O das hoffe am allerwenigsten! So eigennützig würde ich ihn nie lieben.“

„„Aber denke dir, daß er in Griechenland den Tod fände, daß er in türkische Gefangenschaft fiele, und einen grausamen Tod leiden, daß er seine schöne Seele unter den schrecklichsten Schmerzen am Pfahle aushauchen müßte.““

Cölestine schauderte. „O weg mit diesem entsetzlichen Bilde! Sollen wir gerade das Schlimmste fürchten? Laß uns Gott vertrauen!“

„„Aber Gott hat schon oft das Grausamste geschehen lassen, und dürfen wir gerade für unsern Freund nur das Glücklichste erwarten? — Und wie weit wird unser Glück hinausgeschoben, wenn er geht! Wer weiß, was dazwischen geschieht? Wenn ich nur wenigstens wüßte, daß du unterdessen keinem Andern deine Hand geben wirst!““

„Ich gebe sie nur dem, der mich liebt, und den ich liebe; und ehe sich das zusammentrifft, kann noch mancher Freier kommen. Nur fürchte

ich, daß die Meinigen am Ende allzustark in mich dringen, und darüber wollte ich, da ich das Gespräch auf diese Materie lenkte, deinen Rath hören. Darf eine gute Tochter dem Willen der Eltern widerstreben, und allein der Neigung ihres Herzens folgen? Ich fühle mich jedesmal beunruhigt, wenn ich dem Rathe meiner Mutter und meines Oheims ungehorsam bin."

„„Ich glaube die Tochterpflicht fordert weniger, nach dem Wunsche der Eltern einen zu wählen, den man nicht liebt, als daß sie verbietet, eine ihnen durchaus mißfällige Wahl zu treffen. Du kannst also, denke ich, alle abweisen, zu denen du keine Neigung hast, zumal da die Deinigen gar nicht so sehr in dich zu dringen scheinen..""

„Doch wollen sie nicht, daß ich unverheurathet bleibe, und wenn dieß geschähe, so würde ich ihnen eine Lebensfreude verderben."

„„Nun ich hoffe, das wird nicht geschehen; denn mir wäre ja auch die Lebensfreude verdorben.""

Sechstes Kapitel.

Der Aufenthalt in Gais hatte für unsre Freunde das Unangenehme, daß Franz Meier sich daselbst einfand, und mit einer seiner niedrigen Gesinnung gleich kommenden Frechheit nicht nur den Umgang mit Herrn Reuß und dessen Nichte suchte, sondern sich auch Euphrosynen und Heinrichen näherte, und mit ihnen so gleichgültig und unbefangen sprach, als ob nichts zwischen ihm und ihnen vorgefallen wäre, während er doch bei ihnen einen kalten, fast unhöflichen Empfang fand.

Sollen wir es dulden, sagte Heinrich zu Euphrosyne, daß dieser elende Mensch uns unter die Augen tritt? Mich hat er tödtlich beleidigt, aber ich habe die Rache Gott anheim gestellt und will mich damit begnügen, ihm die gebührende Verachtung zu beweisen. Hingegen daß sein Anblick Sie belästigen darf, kann ich nicht ertragen.

Lassen wir ihn, erwiederte mild, Euphrosyne: ich denke, er wird bald die Lust verlieren, sich länger an uns zu drängen, wenn wir ihn so kalt behandeln, wie bisher.

Heinrich ließ sich einstweilen beruhigen, aber so oft er Meiern sah, wallete es in seinem Herzen auf, und er konnte sich kaum bezwingen.

Auch der Umgang mit seinen Freunden hatte für Heinrich nicht das Befriedigende, das er erwartet hatte. Euphrosyne sah er wenig allein, sondern fast immer in Gesellschaft Cölestinens; mit dieser aber war er auf einen etwas gespannten Fuß zu stehen, gekommen. Sie war anfangs, theils aus Gefälligkeit gegen Euphrosyne, theils vielleicht aus aufkeimender Neigung, sehr zuvorkommend gegen ihn gewesen; er aber hatte ihr mehr Zurückhaltung gezeigt, als sie erwarten durfte. Er fand nämlich, daß Herr Neuß, obschon er sich mit ihm gern unterhielt, ihm doch gar keine eigentliche persönliche Theilnahme bewies, und namentlich sein Vorhaben nach Griechenland zu gehen, kaum der Aufmerksamkeit würdigte; was unsern Freund in dem längst gehegten Verdachte bestärkte, daß er, zumal bei seinen Vermögens-Umständen, als Bewerber um Cölestinens Hand keine gute Aufnahme bei ihm finden würde; wie denn auch Euphrosyne in dem Versuche, des Mannes Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, nicht glücklich gewesen zu seyn schien, da sie darüber ein gänzliches Stillschweigen beobachtete. Heinrich wollte aber die Neigung

des edlen Mädchens nicht vergeblich, bloß zur beiderseitigen Beunruhigung, gewinnen, und hielt es für das klügste und würdigste, in den Grenzen höflicher Zurückhaltung zu bleiben. Sie hingegen fand dadurch ihren weiblichen Stolz beleidigt, und trat noch einen Schritt weiter, als er, zurück; und dieß verdroß ihn wieder ein wenig, weil er doch einen hohen Werth auf ihre Freundschaft setzte, und sie eigentlich wohl schon zu lieben anfing. Und so erkälteten sich die beiden jungen Leute immer mehr gegen einander, und Euphrosyne sah sich, zu ihrem Bedauern, von ihrem Ziele weit zurückgeworfen, anstatt daß sie sich demselben genähert hätte. Selbst die Unterhaltung litt unter dieser Verstimmung, welche die Beiden hinderte, die ihnen eigene Lebhaftigkeit und Fülle des Geistes zu entwickeln.

Die Verstimmung ging noch weiter, und drohete zu einem Bruche zu führen.

Meiern war es gelungen, Herrn Reuß für sich einzunehmen, und erschien öfters an dessen Seite, kam mithin auch Cölestinen nahe. Euphrosyne hatte dieser über ihn diejenigen Mittheilungen gemacht, welche sie in Stand setzten, das angemessene Betragen gegen ihn zu beobachten, was sie auch that; ja, sie versuchte es, ihren Oheim vor ihm zu warnen und ihn zu vermögen,

den Menschen von sich entfernt zu halten; allein es gelang ihr nicht, obgleich sie Adelbert kräftig unterstützte. Herr Reuß ließ sich nicht überzeugen, und mochte den Argwohn hegen, Adelbert sei in seinem Urtheil parteiisch. So kam es denn, daß jener schlechte Mensch nicht selten Gelegenheit fand, Cölestinen seinen Hof zu machen, die aus Rücksicht auf ihren Oheim sich in den Schranken der Höflichkeit gegen ihn hielt. Er schien, wie ein böser Geist, sich überall Heinrichen in den Weg stellen und sein Glück stören zu wollen, was dieser nicht ohne Unwillen bemerkte. Obgleich Euphrosyne ihn von Cölestinens Unschuld überzeugte, so schien es doch, als wenn er es dieser entgelten ließ, was ihm Verdruß machte; ja, eigentlich war es wohl ein aufglimmender Funke von Eifersucht, was sich in seinen Haß gegen Meier mischte. Er wurde noch kälter gegen Cölestine, und mied noch mehr die Unterhaltung mit ihr; dagegen schien er sich auf einer andern Seite schadlos halten zu wollen.

Es war aus seiner Vaterstadt eine junge Frau von nicht gemeiner Schönheit und eben so vieler Neigung als Gabe zur geselligen Unterhaltung in Gais eingetroffen, gegen welche er die Verbindlichkeit hatte, zuvorkommend und aufmerksam zu seyn. Sie schien an seiner Person

oder wenigstens an seiner Unterhaltung Gefallen zu finden, und gab dieß vermöge der ihr eigenen Lebhaftigkeit, indem sie von der an einem solchen Orte üblichen freiern Geselligkeit Gebrauch machte, zu erkennen, war sehr munter im Gespräch mit ihm, knüpfte gern mit ihm an, nnd ließ sich häufig von ihm finden. Er von seiner Seite schien auch mehr als bloß höflich und gefällig gegen sie zu seyn; seine Unterhaltung war lebhaft, und da die junge Frau Laune hatte, so sah man ihn nicht selten mit ihr scherzen. War es wirklich eine Regung von eifersüchtiger Rachsucht, oder nur das Bedürfniß der angenehmen Unterhaltung, was sein Betragen leitete? Der Schein war dafür, daß er Cölestinen für ihre Zurückhaltung strafen wollte.

Euphrosynen fiel der Abstand seines Betragens gegen ihre Freundin und gegen jene Frau unangenehm auf. Nicht selten wandelte sie auf dem Platze, wo die Molkentrinker sich zu ergehen pflegten, mit Cölestine allein auf und ab, und auf der andern Seite sah sie Heinrichen neben seiner artigen Landsmännin. Sie bemerkte aber dann auch mit Vergnügen, daß Cölestine häufig hinüber blickte, und unruhig und verdrießlich war; und je länger dieses Betragen Heinrichs anhielt,

desto sicherer glaubte sie sich davon zu überzeugen, daß das Mädchen eifersüchtig sei.

Ich habe gewonnen, dachte sie; das stolze Herz ist erweicht; Eifersucht ist nur, wo Liebe ist. — Sie beschloß von dieser Entdeckung den angemessenen Gebrauch zu machen.

Lieber Freund, sagte sie zu Heinrich: was soll das Betragen bedeuten, das Sie seit einiger Zeit gegen uns beobachten? Sie ziehen die Gesellschaft Ihrer schönen Landsmännin vor, und lassen die kostbaren Tage, die wir noch mit einander zu genießen haben, ungenutzt verstreichen. Daß Sie es nur wissen: ich bin nicht wenig eifersüchtig!

Ja, Sie haben Recht, erwiederte er: diese schöne Zeit verfließt, ohne daß wir sie recht mit einander genießen. Aber das macht, daß wir nicht mit einander allein sind.

„Ist Ihnen Cölestinens Gesellschaft lästig?“

„„Ich fühle mich in ihrer Gegenwart verlegen, und weiß nicht recht, wie ich mich gegen sie betragen soll. Herr Reuß ist so sonderbar gegen mich. —““

„O Sie harter, störriger Mensch! Ist es recht, dem herrlichen Mädchen wehe zu thun? denn das thun Sie. Sie ist nicht nur gegen Sie, sondern auch in meiner Gesellschaft verstimmt;

und Sie verbittern mir nicht nur das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft zu genießen hoffte, sondern trüben mir auch die Freude, mit meiner lieben, trefflichen Freundin."

Heinrich wollte dieß nicht glauben.

„Nun so wissen Sie denn, stolzer Mann, daß Cölestinens Herz Ihnen angehört, daß sie eifersüchtig ist auf die Nebenbuhlerin, die sie in Ihrer Landsmännin erblickt."

Heinrich stutzte und erröthete.

„Nicht wahr, diese Entdeckung schmeichelt Ihrem stolzen Herzen? Nun so seyn Sie großmüthig und versprechen mir, von nun an aufmerksamer und freundlicher gegen das gute Mädchen seyn zu wollen."

„„Ach! gern werde ich mich mit ihr unterhalten, wenn sie nur etwas entgegenkommender gegen mich seyn will, und ich Gelegenheit finde, sie allein und nicht in lästiger Gesellschaft zu sehen. Dieser verhaßte Meier — —""

„Nun Sie sind doch nicht auch eifersüchtig? Dann wäre Ihr Herz wohl auch überwunden, und ich hätte gewonnenes Spiel?"

Sie lächelte, und er erröthete von neuem.

„O das männliche Herz! Ueber die Liebe weiß es Herr zu werden, nicht über die Eifersucht."

Heinrich wollte sich entschuldigen.

„Es sei, wie es sei; wir wollen die Sache nicht weiter untersuchen. Ich halte Sie bei Ihrem Worte, und verlassen Sie Sich auf die uns Weibern angeborne Geschicklichkeit, Gelegenheit zu machen: Sie sollen Cölestinen bald einmal ungestört sprechen.“

Euphrosyne hielt Wort. Sie veranstaltete in dieser Absicht an einem der nächsten Tage, in angemessener Gesellschaft, einen Spaziergang auf den Gäbris, einen nahen Berg in geringer Erhebung über das Hochthal von Gais und leicht zu ersteigen, von wo man eine umfassende Aussicht über das appenzeller Land und den Bodensee hat.

Als die Gesellschaft den Gipfel des Berges erstiegen hatte, nahm man einige Erfrischungen ein, und genoß in ungemein fröhlicher Stimmung das Vergnügen der herrlichen Aussicht. Heinrich war heiterer, als er seit langer Zeit gewesen war, und näherte sich Euphrosynen mit ungewohnter Offenheit und Wärme.

Von der ganzen Gesellschaft war er der einzige, der den Rigi bestiegen hatte, und man fragte ihn, wie er die Aussicht von diesem Berge mit der gegenwärtigen vergliche.

Man sollte eigentlich, erwiederte er, solche Vergleichungen nicht anstellen. Die eine, wie die andere Aussicht, ist groß und herrlich, und jede hat ihre eigenthümliche Schönheit. Der Eindruck, den man, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von landschaftlicher Schönheit empfängt, ist nicht allein von dieser und ihrem Grade, sondern auch von andern Umständen abhängig. Der erste Eindruck ist der stärkste. Ich sah die Aussicht vom Rigi, ohne vorher etwas ähnliches gesehen zu haben, und war wunderbar ergriffen. Wer dagegen erst diesen unsern Berg und dann jenen besteigt, auf den wird wohl der erstere den stärksten Eindruck machen.

Unleugbar ist die Aussicht vom Rigi, fuhr er fort, größer und umfassender, als diese. Dort die ungeheure Mauer der höchsten Schneeberge vom Sentis an bis zu den südlichsten hin, mächtig aufsteigend in deutlicher Nähe; hier die voralbergischen und graubündner Alpen mit einigen Schneebergen im Hintergrunde und dann näher bei uns die appenzeller mit dem schneebedeckten Sentis; alles bei weitem nicht so groß und mächtig: dort vierzehn Seen in der Runde, theils näher, theils ferner; hier der einzige Bodensee: dort die abschüssige Höhe hinab in die Tiefe, wo der Zuger See und das Städtchen Arth, groß

und doch mit einem Blick umfaßbar, sich aus- breiten; hier eine sanft sich hinabsenkende Höhe, die zwar überall den Blick frei läßt, aber ihn nicht schwindelnd macht.

O verderben Sie uns nicht das Vergnügen durch diese Vergleichung, rief eine Stimme.

Nein, das will ich nicht, erwiederte er: die Vergleichung soll unserm lieben Berge nicht zum Nachtheile gereichen; finde ich ihn doch selbst so schön, so unendlich schön, daß ich fast meine, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Es ist ein freundlicher, heiterer Berg, ganz den Charakter seines Landes tragend. Da liegen vor uns diese lachenden, bis oben hin begrünten und mit Wohnungen bekränzten Höhen; dort die Ebenen des Thurgaues, durch welche die Thur sich, wie ein silbernes Band, hindurch zieht; hier der große, freundliche Bodensee, und hinter ihm die Ebenen Deutschlands und der in Duft gehüllte Schwarzwald: wie offen, licht heiter und ruhig alles, und doch zugleich wie groß, hinreißend, erhebend! Und will der Blick sich in das Weite verlieren, so wendet man sich, und findet an den Gebirgen dort einen großartigen Ruhepunkt, auf welchem man gern verweilt.

Ja, groß fühlt sich das Herz, sagte Cölestine, an die neben ihr stehende Euphrosyne sich schmie-

gend: groß, und doch heiter und froh gestimmt: das ist der Charakter der Schöpfung Gottes; eine liebliche, freundliche Größe!

Dazu besteigen wir solche Höhen, versetzte Heinrich, und sein Blick traf hierbei auf das große, von Begeisterung erglühende Auge des Mädchens: daß wir aus der befangenen Enge des alltäglichen Lebens, worin wir das Ganze so leicht verlieren, uns zum Bewußtseyn einer großen Welt erheben, in welcher wir nur eine kleine Stelle einnehmen, deren Gesetzen wir uns unterordnen, in der wir aber, liebend und geliebt, uns wohl und heimisch fühlen. Gott soll uns in seiner Schöpfung und dann auch in unserm Herzen in seiner Allmacht und Freundlichkeit erscheinen. O könnten wir so mit dem leiblichen Auge sein großes, geistiges Reich in seiner Herrlichkeit, in seinem großen, reichen, harmonischen Leben, schauen, und fühlen, daß wir nur ein kleines, aber gleichartiges, wichtiges Glied desselben und bestimmt sind, in seine Harmonie einzugreifen! Die enge, dürftige Selbstsucht würde dann leichter überwunden, und Herz und Wille leichter gestimmt werden, sich mit Begeisterung dem Ganzen zu weihen und zu opfern. Könnte das Völkerleben uns so von einem Berge als ein großes, lebendiges Gemälde erscheinen: der eigennützige Einzelne würde es lieben, seine

kleinen Angelegenheiten vergessen und für die grossen Zwecke der Menschheit fühlen und handeln lernen. Aber Viele wissen gar nicht, daß es etwas jenseits ihres kleinen Kreises giebt; und wenn sie es wissen, so kennen sie keine Liebe dafür, keine Begeisterung und Hingebung; die Bedeutung des Ganzen hat ihr Herz noch nicht gerührt und ergriffen.

Aber, wandte Adelbert ein, kann das Wohlgefallen, das wir an dem Anblicke dieses großen Schöpfungsbildes empfinden, nicht auch selbstsüchtig seyn und als ein bloßer Sinnenreiz genossen werden? Von ihm zur begeisterten Hingebung ist noch ein großer Schritt!

Sehr wahr, erwiederte Heinrich; aber es ist schon viel gewonnen, wenn nur der Sinn für solche Größe und Schönheit bei dem Menschen erwacht ist; der Eindruck derselben trifft dann doch Herzen, in denen zugleich die reine Liebe mit erwacht. Der Geschmack für das Schöne, wenn auch noch etwas sinnlich, bahnt der Liebe und Begeisterung für das Höhere den Weg. Darum lobe ich an unserm Zeitalter den Sinn für Natur-Schönheit; es ist eine Art von Natur-Gottesdienst, vom dem wir uns zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit erheben werden.

Siebentes Kapitel.

Euphrosyne wußte es so einzurichten, daß Heinrich auf dem Rückwege sich Cölestinen zum Begleiter anbieten mußte, was er mit Bereitwilligkeit that; und da er mit ihr in ein anziehendes Gespräch gerieth, so fanden sich Beide bald allein, indem die Andern schneller gingen.

Woher kommt es, fragte sie ihn in Beziehung auf das vorige Gespräch, daß in unsrer Zeit die Selbstsucht des Privatlebens so sehr den Gemeingeist des öffentlichen Lebens überwiegt? So ist es doch nicht immer gewesen; sonst könnte uns die Geschichte nicht von so vielen Thaten der Hingebung und Aufopferung berichten.

Sie thun eine schwere Frage, antwortete er, auf die ich kaum eine genügende Antwort zu geben im Stande bin. Es lassen sich verschiedene Ursachen angeben. Die eine mag in den Verfassungen liegen, die meistens von der Art sind, daß sie die Bürger mehr zur leidenden, als zur thätigen Theilnahme am gemeinsamen Leben heranziehen. Wenn sie zu nichts weiter, als zum Gehorchen und zur Zahlung der Abgaben tauglich

geachtet werden, so müssen Gemeingeist und Vaterlandsliebe einschlummern, oder können vielmehr gar nicht erwachen.

„Dann müßte die Schweiz wegen ihrer republikanischen Verfassungen mehr, als andere Länder, von Gemeingeist belebt seyn: finden Sie das?“

„„Allerdings steht es bei uns in dieser Hinsicht besser, als in Deutschland und in manchen andern Ländern. Wenn uns noch die rechte Lebendigkeit und Begeisterung mangelt, so hat das wieder seine andere Ursachen. In unserm ganzen neuern Leben herrscht die persönliche, Berufs- und häusliche Richtung vor; jeder Einzelne will sich so weit als möglich geltend machen, genießen, sich ausbilden, in seinem Hause glücklich seyn. Diese Richtung wird auch dadurch begünstigt, daß unser privatrechtlicher Zustand einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, daß die persönlichen Rechte so sehr gesichert und die Privatverhältnisse so gut geordnet sind, und zwar in monarchischen Staaten eben so sehr, als in republikanischen. — Doch ich gebe Ihnen da Erläuterungen, die Sie vielleicht langweilen.““

„O keineswegs, fahren Sie fort! Ich wüßte nicht, was meine Aufmerksamkeit mehr fesseln könnte.“

„„Dieses Uebergewicht des Privatlebens scheint mir im Geiste der christlichen Religion seinen Grund zu haben. — —““

„Ich hoffe, Sie werden unsre heilige Religion nicht einer falschen, verderblichen Richtung anklagen. Kann aus der göttlichen Wahrheit und Liebe etwas kommen, was nicht rein und heilsam wäre?“ — Cölestine sagte dies mit einer innern Bewegung, welche zeigte, wie tief ihr Vertrauen zu der göttlichen Wahrheit des Christenthums gegründet war.

„„Hören Sie mich erst aus, liebe Freundin! Das Christenthum gab dem Menschen das hohe Gefühl der Menschenwürde, und machte nach und nach die Rechte derselben im Staatsleben geltend; es gab dem Menschen das lebendige sittliche Gefühl, das Bewußtseyn einer erhabenen Bestimmung, die Regsamkeit des Gewissens, den Drang nach selbstthätiger Erkenntniß und persönlicher Vollkommenheit, mit einem Worte: den edlen Stolz der Persönlichkeit, und weckte so alle die persönlichen Bestrebungen, durch welche das neuere Leben sich auszeichnet, namentlich auch die Berufsthätigkeit, die nie so lebendig und ausgebildet war, als bei uns. Alles das ist recht und gut und ein herrliches Geschenk der göttlichen Gnade.““

„Aber?“

„„Aber diese neue Richtung wurde mit Einseitigkeit ergriffen, so wie das Menschenleben sich immer in Einseitigkeit bewegt. Im Alterthum hatte mehr das Ganze, die Masse, vorgeherrscht, wobei die Einzelnen sich nicht immer zum Besten befanden; die neuere Zeit dagegen, froh des neuen, schönen Geschenks der persönlichen Freiheit, warf sich auf das entgegengesetzte Aeusserste, und vergaß, daß das Christenthum eben so sehr das Leben im Ganzen und für das Ganze, als das Einzelleben fördern und heben will.““

Cölestine erwartete mit froher, gespannter Aufmerksamkeit die Fortsetzung seiner Rede.

„„Christi ganzes Leben ist begeisterte Hingebung für das Ganze, die Menschheit; für sie ging er in den Tod, und ließ uns das höchste Vorbild liebevoller Aufopferung. So lebten und starben die Apostel, und die erste Gemeinde war ein eng zusammengeschlossenes Ganzes, Ein Herz und Eine Seele, ein Leib, in welchem der Geist Christi, der Geist der Liebe, lebendig athmete und pulsirte. Jeder Christ lebte nur in seinem Meister und Herrn und in dem von ihm geschaffenen und beseelten Gesellschafts-Körper; und in dieser Gemeinschaft fand er zugleich seine Menschenwürde; er fühlte sich als Kind Gottes, aber zugleich als Bruder seiner Mitchristen. — So

zeugt die That und Geschichte dafür, daß der höchste, reinste Gemeingeist die Seele des Christenthums ist; aber auch das Wort der Schrift zeugt dafür. Liebe ist das große, einzige Gebot Christi, und zwar fordert er die großartige, aufopfernde Liebe; denn er sagt: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde;“ er fordert von seinen Jüngern, sich einander zu lieben, wie er sie geliebt, wie er aus Liebe sich für sie geopfert, und sagt: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt.“ Konnte er deutlicher reden?““

„Ich kenne diese Sprüche, habe sie aber nicht in diesem Lichte betrachten gelernt; man hat sie mir von der sogenannten Menschenliebe gedeutet.“

„„Ja, von jener dürftigen, schwächlichen Menschenliebe, die dem Andern höchstens in seinen persönlichen Angelegenheiten hilft, daß er nicht verhungere, nicht umkomme u. s. w., und die dem Eigennutze so wenig, als möglich, Abbruch thut, wobei man der größte Selbstling bleiben kann. Kaum ist es zu glauben, und doch ist es nur zu wahr, daß die bisher gewöhnliche Sittenlehre ganz auf eine feine Selbstsucht gebaut ist; sie schreibt dem Einzelnen Pflichten gegen

Einzelne vor, weiß aber nichts von der Begeisterung für das Ganze.““

„O wie danke ich Ihnen für diesen Aufschluß! „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde“ — o Himmelsworte, die mit Flammenzügen in jede Brust gegraben seyn sollten, o göttlicher Erlöser, Verkündiger, Vorbild, heiliges Opfer der Liebe, wenn wir dir folgen könnten!“

Die Begeisterung des edlen Mädchens malte sich herrlich in ihrem schönen Antlitz; sie stand vor Heinrich da als eine Heldin, welche der Geist Gottes ergreift. Er staunte, bewunderte und — liebte. Er erkannte das Mädchen seines Herzens, die gleichgestimmte Schwester-Seele, mit der er allein das Leben theilen konnte. O wie gern hätte er sich ihr zu Füßen geworfen, und ihr seine Liebe bekannt! Aber das Gefühl des Stolzes und die Sorge für ihre Ruhe hielten ihn ab. Sie merkte seine Bewegung, und indem sie den Weg fortsetzte, lenkte sie das Gespräch wieder in eine ruhigere Bahn.

„Wie ist es möglich gewesen, daß man den Geist des Christenthums so hat verkennen können?“

„„Der Zeitgeist bestimmt immer die Richtung der Wissenschaft. Unsre Sitte ist selbstisch, und so ist es auch die Sittenlehre. Auch die

Philosophie war es bisher, und in Kants Sittengesetz und Fichte's Ich sprach sich diese Richtung bis zur Uebertreibung aus. Das christliche Leben verfehlte darum seit dem ersten Jahrhundert die Richtung des Gemeingeistes, weil es durch eine in den Verhältnissen liegende Nothwendigkeit sich vom Staats- und Volksleben absonderte, anstatt sich mit demselben zu vermählen und es zu heiligen, weil demzufolge die Liebe erkaltete, und die kirchliche Gemeinschaft sich fast allein auf die Einheit der Dogmen, Gebräuche und Verfassungsformen beschränkte und das Spielwerk der Priesterherrschsucht wurde, so daß am Ende das Merkmal des wahren Christenthums im Gehorsam gegen die Päpste gesucht wurde. Indeß gab es im Mittelalter doch einen gewissen Gemeingeist für die Kirche, nur daß er nicht in der reinen menschlichen Liebe, sondern in einer abenteuerlichen, fanatischen Begeisterung für eingebildete Geheimnisse und Heiligthümer bestand.""

„Und warum brachte uns die Reformation nicht den wahren Geist der Liebe zurück?"

„„Das machte der unglückliche Geist des Dogmatismus, der aus der katholischen Kirche herüberkam, und durch den man in dogmatische Streitigkeiten verwickelt wurde: ferner der noch immer fortdauernde Zwiespalt zwischen dem geist-

lichen und weltlichen Leben, der Wahn, daß die Frömmigkeit in Andachtsübungen und frommen Gefühlen bestehe, anstatt daß man sie in einem begeisterten Leben der Liebe hätten suchen sollen: endlich der Zustand des politischen und bürgerlichen Lebens, worin keine Begünstigung für den Gemeingeist lag.““

„Kann uns nichts helfen, nichts aus dem Schlummer wecken?“

„„Gott muß es thun; kein Einzelner, keine menschliche Willkür und Weisheit vermag es; aber er hat es schon gethan und wird es noch mehr thun. Das Zeitalter ist zu einem neuen Leben erwacht, und in allen Gebieten des Lebens regt sich ein lebendigerer Geist. Die französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, Schillers und Göthes Dichtung, Jacobi's und Schellings Philosophie, die neuere deutsche Theologie, der sich verbreitende Mysticismus — alles dieß sind Mittel und Zeichen einer Wiedergeburt, die, wie ich hoffe, zur Wiederzurückführung eines ächt christlichen Gemeingeistes hinstrebt. In Schellings und seiner Nachfolger Philosophie und den Systemen einiger Theologen zeigt sich sogar eine Hinneigung zum andern Aeussersten. Nachdem wir bisher die Persönlichkeit zu viel geltend gemacht haben, löst diese Lehre sie in das Ganze auf,

und stellt als höchste Aufgabe der Sittlichkeit die Verläugnung derselben und das Verfließen in den das Ganze erfüllenden Geist Gottes auf. Man nennt diese Lehre Pantheismus, und klagt sie schwer an; sie ist auch fehlerhaft, aber ich betrachte sie als ein unsrer Zeit heilsames Gegengift.““

„Nicht wahr, die so sehr allgemeine Theilnahme an der Sache der Griechen ist auch ein Zeichen des wieder erwachenden christlichen Gemeingeistes? — Sie, lieber Freund, folgen dieser schönen Regung, und thun Recht. Noch habe ich Ihnen nicht gesagt, wie sehr ich Ihren Schritt billige und bewundere: kann Ihnen an dem Beifalle eines unbedeutenden Mädchens etwas liegen, so empfangen Sie ihn mit meinem innigsten Segenswunsche! Gott geleite Sie, und stärke Ihren Arm im Kampfe für die heiligste Sache; und, was noch mehr ist, möge die Begeisterung, die in Ihnen glüht, ein Funke seyn, der recht viele Andere und vornehmlich das griechische Volk selbst entzündet!“

Sie sagte dieses mit einer solchen Weihe und zugleich mit einem so innigen persönlichen Wohlwollen, daß Heinrich aufs tiefste davon ergriffen wurde. Er stand sprachlos vor ihr, ungewiß, wie er ihr antworten sollte. Da trat auf

einmal hinter einer Waldecke der verhaßte Franz Meier hervor, kam auf Beide zu, begrüßte Cölestinen auf eine sehr verbindliche, Heinrichen auf eine kalt nachlässige Weise, und schloß sich als Begleiter an.

Heinrichs Brust wallte von Ingrimm, und er kämpfte mit sich selbst, was er thun sollte. Man war einige Schritte vorwärtsgegangen, als sich der Weg theilte. Hier stand Heinrich still, und sagte:

Herr Meier, ich vermuthe, Ihr Weg führt Sie rechts: wir gehen links, und wollen Sie nicht weiter bemühen, uns zu begleiten.

Ich gehe auch links, erwiederte der Unverschämte, und mache mir ein Vergnügen daraus, das Fräulein zu begleiten. Zugleich bot er Cölestinen, die bisher allein gegangen war, seinen Arm an.

Herr Meier, ich verbitte mir diese Zudringlichkeit, sagte Heinrich, seiner nicht mehr mächtig: wo Sie sind, kann ich nicht seyn.

Verzeihen Sie, sagte Meier zu Cölestine, daß ich Anlaß zu einem Ausbruche gab, der in Gegenwart eines Frauenzimmers nicht Statt finden sollte. Ich gehe; mit diesem Herrn aber werde ich anderweit reden. Er nahm höflich Abschied von Cölestine, und Heinrichen warf er

einen giftig lächelnden Blick zu, indem er den Seitenweg einschlug.

Heinrich fühlte sich sehr verlegen, als er mit seiner Begleiterin den Weg allein fortsetzte, und warf sich die Aufwallung vor, zu der er sich hatte hinreißen lassen, ohne doch über das Gefühl des Unwillens, das sie herbeigeführt hatte, Herr werden zu können. Doch Cölestine sprach über den Vorfall in einem solchen Sinne, daß er bald aller Verlegenheit enthoben wurde. Sie beklagte die Verdorbenheit dieses Menschen, vermöge deren er Heinrichen, den er so tödtlich gekränkt habe, mit solcher Unverschämtheit unter die Augen treten könne. Und so erreichten beide das Dorf, ohne daß es zu weitern Erklärungen zwischen ihnen kam.

Achtes Kapitel.

Am andern Morgen erhielt Heinrich von Meier in einem mit kalter Feindseligkeit geschriebenen Billet eine Herausforderung zum Zweikampfe.

Wir wollen unsern Freund weder tadeln noch rechtfertigen darüber, daß er diese Herausforderung gern annahm. Er mißbilligte die Schlägereien auf den Universitäten, weil sie aus einer kindischen Reizbarkeit des Ehrgefühls und einem albernen Streben nach Ritterlichkeit entspringen und unbedeutende Angelegenheiten, nichtssagende persönliche Beleidigungen und kleinliche Streitigkeiten wegen der verschiedenen Verbindungen, die unter den Studirenden bestehen, zu Gegenständen zu haben pflegen, wiewohl er den Einzelnen, der sich trotz seiner Friedensliebe in solche Händel verwickelt sah, nicht tadelte, wenn er, dem Geiste der Gemeinschaft folgend, sich in die übliche Art, Ehrensachen auszumachen, fügte. Aber sein jetziger Fall war ein ganz anderer. Sein Gegner hatte ihn schwer beleidigt, und kein menschlicher Gerichtshof konnte ihm gegen ihn Recht verschaffen.

Er hatte bisher auf alle Rache Verzicht geleistet, und ihn seinem Gewissen und der göttlichen Gerechtigkeit überlassen; demungeachtet trat ihm der Schamlose immer wieder in den Weg, und behandelte ihn mit einer verachtenden Gleichgültigkeit; und wenn er sich dieses gefallen ließ, so war zu fürchten, daß jener sich noch mehr dergleichen und Schlimmeres gegen ihn erlauben würde. Er mußte ihm etwas entgegenstellen, das ihn warnte, sich nicht ganz seiner hochmüthigen Willkür zu überlassen; aber was sollte er ihm entgegenstellen? Fremde Hülfe war nicht zu finden; Polizei und Gericht würden ihre Dienste versagt haben, und eine andere Hülfe gab es nicht. Heinrich glaubte daher für sich selbst eintreten zu müssen durch die Kraft seines Armes, welche der Kraft seines Willens, womit er sich gegen ihn erklärt hatte, ein äusseres Gewicht geben sollte. Er wußte freilich nicht, ob er ihn überwinden, und nicht vielmehr selbst unterliegen würde; aber hatte er dann doch das Seinige gethan und dem Uebermüthigen einen Damm entgegengesetzt, den dieser mit Gefahr seines Lebens zu überschreiten hatte; und mehr stand nicht in seiner Macht, als diesen Versuch zu wagen, ob er den verhaßten Gegner zur Ruhe verweisen könnte.

Um seine Freunde, besonders die Frauen, nicht zu beunruhigen, und das Geheimniß nicht der Unvorsichtigkeit Preis zu geben, sagte er niemanden etwas davon, ausgenommen einem seiner schweizerischen Bekannten, den er zum Secundanten erwählte. Beide begaben sich zur festgesetzten Stunde an den Ort des Zusammentreffens, welcher der österreichischen Grenze nahe war.

Heinrich war in ernster Stimmung und auf das Schlimmste gefaßt. Er dachte daran, welchen Schmerz sein Tod der geliebten Mutter verursachen würde; aber er fühlte sich ausser Stand, ihr diese Gefahr zu ersparen, und überließ Gott mit Vertrauen die Wahl seines Looses. Mit Wehmuth dachte er an seine übrigen Verwandten und seine Freunde, unter denen Cölestinens edle Gestalt nicht die letzte Stelle einnahm, wenn er die Möglichkeit erwog, daß er fallen könnte; aber sein Herz blieb im Entschlusse, seinen Gegner in die Schranken zu weisen, unerschütterlich fest, und frei von jeder Todesfurcht. Es schien, als ob das Rachegefühl ganz von seiner Seele Besitz genommen hätte; es war aber nicht jene unedle Rachsucht, die sich freut, dem Feinde wehe zu thun, sondern der reine Trieb der Ehrliebe, seine Stelle und Würde in der Gesellschaft zu behaupten.

Daher machte er auch noch einen Versuch, die blutige Begegnung mit seinem Gegner zu vermeiden. Er schickte seinen Secundanten voraus mit dem Antrage an Meier: „Er (Heinrich) sei unleugbar von ihm aufs tödtlichste gekränkt worden, und habe billiger Weise erwarten dürfen, daß der Beleidiger ihm aus dem Wege ginge; da dieser aber gerade im Gegentheil sich in seine Nähe gedrängt und seinen harmlosen Umgang mit Andern gestört habe, so sei es zu einem Ausbruche seines Unwillens und dem zu Folge zu dieser Herausforderung gekommen. Wenn aber Meier den Kurort auf der Stelle verlassen und versprechen wolle, künftig Heinrichs Gegenwart zu meiden: so stehe nichts im Wege, daß Beide im Frieden auseinander gingen."

Aber, wie sich erwarten ließ, verwarf der Herausforderer diesen Antrag mit Verachtung, und Heinrich stellte sich vor seine Klinge.

Doch blieb auch jetzt noch der Blutdurst der Rachsucht von unsrem Freunde fern. Er beabsichtigte nichts, als den Gegner zu entwaffnen oder ihn höchstens durch eine ungefährliche Wunde ausser Kampf zu setzen. Allein die Wuth, mit welcher Meier auf ihn losging und ihm tödtliche Stiche beizubringen suchte, setzten ihn ausser Stand, seine Absicht zu erreichen; jener stürzte

sich muthwillig in die Spitze des Degens, und sank, tödtlich verwundet, wie es schien, zur Erde.

Retten Sie sich, riefen die beiden Secundanten Heinrichen zu: wir wollen den Unfall möglichst zu verhüllen suchen, aber fliehen Sie!

Er folgte der dringenden Mahnung, nachdem er nur noch seinem Secundanten den Auftrag gegeben hatte, Adelberten vom Schicksal des Gefallenen Nachricht zu ertheilen, warf sich in seine Kalesche, und eilte nach Gais zurück. Denn eines Theils schien ihm dieser Weg eben so sicher, als ein anderer zu seyn; andern Theils wollte er sich nicht entfernen, ohne seinen Freunden Lebewohl zu sagen, und der Gedanke an Cölestine trat dabei besonders vor seine Seele. Auch hatte er einige Sachen von dort mitzunehmen, die ihm wichtig und unentbehrlich waren.

Er traf, wie er wünschte, Adelberten allein, und entdeckte ihm, daß und warum er diesen Ort und die Schweiz auf der Stelle verlassen mußte. Euphrosynen wollte er, um sie nicht allzusehr zu beunruhigen, einen falschen Grund dieser schleunigen Entfernung angeben, und überließ es ihrem Manne, ihr zur rechter Zeit die Wahrheit mitzutheilen. Ihn bat er auch, ihm vom Ausgange der Sache, wovon ihn sein Secundant unterrichten

würde, schleunigst Nachricht zu geben, und nannte ihm einen Ort an der Grenze von Deutschland, wohin er ihm unter der Adresse eines gewissen Handlungshauses schreiben sollte.

Euphrosyne war sehr bewegt, als er ihr erklärte, daß eine Staffete von Hause ihm die Nachricht von einer plötzlichen Krankheit seines Oheims und dessen dringenden Wunsch, sogleich zu ihm zu eilen, überbracht habe. Es beunruhigte sie diese angebliche Nachricht; Heinrichs Entschluß aber, nach Entscheidung dieser häuslichen Angelegenheit sogleich seine Reise nach Griechenland anzutreten, erschütterte sie, und sie sagte mit Wehmuth Lebewohl.

Wollen sie nicht von Cölestine Abschied nehmen? fragte sie. Sie ist hier im Nebenzimmer.

Heinrich durfte nicht gestehen, wie erwünscht ihm diese leichte Gelegenheit war, das Mädchen zu sehen, und folgte stumm Euphrosynen, welche das Zimmer öffnete, und ihn der Freundin vorstellte.

Freund Melchthal, sagte sie zu ihr, muß uns schleunig verlassen. Er ist in Gefahr seinen Oheim zu verlieren.

Ja, versetzte Heinrich, und dann, wie auch das Loos fallen mag, eile ich meine Reise nach Griechenland anzutreten. — Er reichte Cölestinen

die Hand, und sagte ihr nicht ohne tiefe Rührung Lebewohl.

Hört denn das Schicksal nicht auf, Sie zu verfolgen? sagte sie. Ich wünsche von Herzen die Erhaltung Ihres Oheims. Aber wir sollen Sie nicht wiedersehen vor dem Antritt Ihrer weiten, gefahrvollen Reise? Nun Gott sei mit Ihnen, und denken Sie unser!

Ihre Hand ruhete warm in der seinigen; er fühlte keinen Druck derselben, aber sie gab sie ihm so hin, als wenn sie ihm mit derselben sich und ihr Herz hingäbe. Ihre Lippen zitterten, ihr Auge trübte sich mit dunkler Gluth, und ihr schöner Kopf neigte sich zu ihm.

Da durchzuckte ihn mächtig, wie ein Blitz, das Verlangen der Liebe und die Gewißheit geliebt zu seyn. Mit dem Rufe: Geliebte meiner Seele! zog er sie an sich, und sie fiel an seinen Hals, leise lispelnd: Geliebter!

Euphrosyne legte ihre Hand auf Beider Haupt, und sagte, innigst gerührt: Gott segne Eure Liebe! — Selige Gertrud, dein Wunsch ist erfüllt!

Cölestine entwand sich den Armen des Jünglings, sah ihn mit dem zärtlichsten Ausdrucke ihres großen Auges, worin die ganze Fülle ihrer reinen Liebe lag, einige Sekunden lang an, und

sagte dann: Ziehe hin in Frieden, Geliebter! Dich ruft die Pflicht und Begeisterung, und ich will dich keinen Augenblick zurückhalten.

Willst du ihn wirklich, sagte Euphrosyne, nach Griechenland in die Gefahren des Todes und der Gefangenschaft ziehen lassen?

„Dahin ruft ihn die Stimme des Himmels; wie könnte ich widerstreben? Nur Nachricht wünschte ich zu haben: wer kann sie mir ertheilen?“

„„Mein Schwager und unsre gemeinschaftliche Freundin, denen ich beiden schreiben werde. — Lebe wohl, liebste Cölestine! Leben Sie wohl, theuerste Freundin!“ “

Und so eilte er hinweg, und trat sogleich seine Reise an, die ihn in Sicherheit bringen sollte.

Neuntes Kapitel.

In Heinrichs Seele glühete lange das selige Gefühl nach, die Geliebte seines Herzens gefunden zu haben. Erst jetzt schien ihm das Gestirn seines Lebens aufgegangen zu seyn, und Licht auf seinen Pfad zu streuen. Er hatte sein Selbst in einer andern edlen, hochbegeisterten Seele wieder gefunden, fühlte doppelt den Werth seines Wesens, die Gewißheit seiner innersten, besten Ueberzeugungen und der getroffenen Wahl der Lebensrichtung, und das höchste Ziel schien ihm erreichbar. So hatte er noch nie geliebt. Das konnte er sich nicht verbergen, als er mit Wehmuth an seine selige Gertrud dachte; und es beunruhigte ihn die sich unwillkürlich aufdringende Vergleichung seiner jetzigen und ehemaligen Liebe. Er fand zwar in dem Gedanken Beruhigung, daß sein Geist damals noch nicht erwacht und einer solchen Liebe nicht fähig gewesen sei, und daß er jetzt seine Gertrud eben so lieben würde, wenn sie noch lebte; aber wir sind der Meinung, daß er sich hierin täuschte, und die frühere Ge-

liebte des zum Manne gereiften Jünglings nicht ganz werth gewesen seyn würde. Indeß hatte er nicht Ursache sich deßwegen zu beunruhigen. Hatte doch Gertrud selbst es anerkannt, als der herannahende Tod ihren Geistesblick verklärte; und Selige kennen keine Eifersucht. Sie sind zufrieden, wenn ihre hinterlassenen Lieben dem alten Liebesbunde in so weit treu bleiben, als er sich auf die Liebe zur Tugend und allen höheren, geistigen Gütern gegründet hat; und der Hinterlassene liebt in einem neuen würdigen, edlen Gegenstande die alte Geliebte mit, in so fern er diese eben nur um einer höheren Liebe willen geliebt hat. Nur dann ist das alte Band zerrissen, wenn das Herz zu einer unwürdigen Neigung herabsinkt und der himmlischen Liebe untreu wird.

Nachdem Heinrich etwas ruhiger geworden war, machte er sich Vorwürfe, daß er Cölestinen seine Liebe erklärt und dadurch Hoffnungen in ihr erregt hatte, die er vielleicht nicht erfüllen konnte.

„Ich bin meinem Vorsatze untreu geworden, mich als Unbegüterter nicht an eine reiche Jungfrau heranzudrängen; und nun setze ich mich und die gute Cölestine der Gefahr aus, daß unsre Verbindung von ihrer Mutter und ihrem Oheim entweder gar nicht oder ungern zugegeben wird. Ich gehe nach Griechenland den Säbeln der Tür-

ken entgegen, und lasse der Geliebten das sorgenvolle, beunruhigende Andenken an mich zurück. Doch die Heldenseele wird das leicht tragen und mit Stolz tragen als einen Theil meines Opfers für die Sache des wiedergebornen Volkes. Aber, was das Schlimmste ist, ich bin als Todtschläger wahrscheinlich für immer aus meinem Vaterlande verbannt. — —"

Hier fiel das Gewicht der Blutschuld, die er auf sich geladen zu haben meinte, schwer auf sein Herz. Das Menschenleben ist etwas so heiliges, daß der sittliche Unwerth, die Schuld und Strafbarkeit dessen, der durch Menschenhand fällt, eben so wenig, als die Unabsichtlichkeit der Tödtung, den Schauder, den uns das vergossene Blut einflößt, verringern kann. Der Mensch bleibt Mensch, wie tief er auf der Leiter der sittlichen Vollkommenheit stehen mag. Meier hatte sich mit herzloser, boshafter Rachsucht an Heinrich vergangen, dieser aber dadurch auch nicht das geringste Recht auf seine Tödtung gewonnen. Der Fall des verderbten Menschen war kein Verlust für die Gesellschaft; aber um ihn würden doch, meinte Heinrich, Eltern und Geschwister weinen, welche an den Ihrigen den unveräusserlichen Werth des Menschenlebens zu betrauern pflegen. Heinrich hatte seinen Gegner nicht tödten, nur

züchtigen wollen; aber er hatte doch die tödtliche Waffe gegen ihn gezückt und das Todesloos mit frevler Hand geworfen.

So quälte sich unser Freund; aber durch seine wechselnden Gedanken drängte sich immer wieder das schöne, seelenvolle Bild Cölestinens, und blickte ihm Wonne ins Herz. Er hatte glückliche Augenblicke, wo er sich ganz dem Gefühle der Liebe und der Seligkeit, die Geliebte seines Herzens gefunden zu haben, hingab.

Er erreichte den Ort, wo er sich so lange verbergen wollte, bis er über das Schicksal seines Gegners entscheidende Nachricht erhalten würde, und brachte daselbst zwei Tage in peinlicher Ungewißheit zu. Endlich kam ein Bote an mit folgendem Briefe Adelberts.

„Seyn Sie ruhig, lieber Freud! Meier lebt und wird gerettet werden. Der Stich ist in die rechte Brust gedrungen und hat die Lunge verletzt; aber mit geschickter ärztlicher Hülfe und vorsichtiger Pflege, welche beide dem Verwundeten zu Theil werden, kann und wird die Herstellung gelingen. Es ist sogar dafür gesorgt, daß der vorgefallene Zweikampf ein Geheimniß bleibt. Man brachte den Verwundeten zu einem benachbarten, mit Meiers Sekundanten befreundeten Pfarrer, den man, so wie den herbeigerufenen

Wundarzt und den Krankenwärter, dafür gewonnen hat, daß ein anderer Unfall als Ursache des Krankenlagers angegeben wird. Meiers Verwandte, die es gewohnt zu seyn scheinen, selten Briefe von ihm zu erhalten, hält eine andere Täuschung in gänzlicher Unwissenheit."

„Sie dürfen also ruhig seyn, lieber Melchthal, und um so mehr, da der Unfall auf Ihren Gegner einen so heilsamen Eindruck gemacht hat. Das Bild des herannahenden Todes hat sein Gewissen aus dem Schlummer geweckt und ihn seines Unrechtes gegen Sie überführt. Er hat Ihrem Freunde und dieser mir aufgetragen, Sie für ihn wegen der Ihnen angethanen Kränkung um Verzeihung zu bitten, und hat versprochen, Sie künftig nicht mehr zu beunruhigen. So müssen feige Seelen zur Erkenntniß gebracht werden.!"

„Wie wäre es nun, lieber Freund, wenn Sie hieher zu uns zurückkehrten? Es sind noch einige von den Tagen übrig, die Sie hier wollten mit uns zubringen, und die wir uns nicht gern rauben lassen möchten. Ich und meine Frau bitten Sie sehr, doch ja zu kommen; und Cölestine wird nichts dagegen haben, obgleich sie sich so äussert, als wünsche sie es nicht. Der Vorfall mit Meier hat Sie in den Augen des ritterlich

gesinnten Mädchens um nichts herabgesetzt; Sie haben Ihre Waffenprobe abgelegt."

Heinrich schwankte keinen Augenblick, sich in Cölestinens Wunsch zu fügen, und fand daß das hochherzige Mädchen Recht hatte. Er schrieb zurück:

„Der ruhige Genuß des Aufenthaltes in Gais sei einmal gestört und der Abschied überwunden: warum er um weniger Tage willen das Herbe desselben nochmals empfinden sollte? Auch sei die Frage, ob nicht noch eine Gefahr der Entdeckung zu befürchten und es also für seine Sicherheit räthlicher sei, entfernt zu bleiben. Er wolle es als einen Wink des Schicksals ansehen, daß er sich früher auf den Weg seinem Ziele entgegen begeben solle."

An Cölestinen legte er folgende Zeilen bei:

„Unsre Seelen haben sich gefunden und ihren Bund geschlossen, den nichts auf Erden wieder trennen wird. Meine Cölestine, Einzige, Auserwählte! Ist es möglich, daß auf dieser Erde, wo der Zufall so viel ungleichartige Mischungen und so viel Verirrungen veranlaßt, eine solche Begegnung gelingen konnte? Durften sich zwei Seelen, die für einander geschaffen sind, erkennen und vereinigen? Mein Herz ist voll Jubels und freudigen Dankes gegen den Schöpfer. Aber ob

es Sein Wille sei, daß wir uns auch äusserlich verbinden — daran laß uns jetzt noch nicht denken! Mit kalter Besonnenheit wollte ich, weil ich Hindernisse sah, Dir nicht meine Liebe bekennen; aber das Herz war mächtiger, als der Wille. Und jetzt gäbe ich nicht um alle Herrlichkeit der Welt das Wonnegefühl hin, das ich genoß, als ich dich in meinen Armen hielt. Was auch die Zukunft bringen mag, das Glück uns einander anzugehören, bleibt uns. Unsre Seelen beschreiben denselben Kreis um die Sonne der ewigen Liebe, in welche verschiedenen Bahnen des äussern Lebens uns auch das Schicksal reißen mag. Ich sehe dich vielleicht nie wieder, betrete vielleicht nie wieder den vaterländischen Boden — — Nicht wahr, Geliebte, wir sind stark genug, Alles zu tragen? Der Himmel, der so gütig war, uns einander entgegen zu führen, wird nach seiner Weisheit Alles aufs beste ordnen. Ich schließe dich nochmals im Geiste an mein Herz, als die Braut meiner Seele. Lebe wohl, Geliebte! — Wir schreiben einander nicht, aber unsre Herzen sind sich nahe."

Heinrich Melchthal.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Heinrich eilte nach seiner Vaterstadt, um von da so schnell als möglich seine Reise nach Griechenland anzutreten. Daselbst fand er einen Brief von Robert.

Akropolis von Athen 10. Junius 1822.

„Die Siegesfreude, die nach der Eroberung der Burg von Athen mich mit meinen Kampfgenossen erfüllt, mit wem möchte ich sie lieber theilen, als mit dir, mein theuerster Freund, den ich mir so sehr zum Kampfgenossen wünsche, dessen Ankunft ich mit einer Art von Zuversicht erwarte? Es gibt kein erhebenderes Gefühl, als eine solche Freude: solche Augenblicke geben dem Leben Werth, und wiegen ganze müssige, gleichgültige Jahre auf. Ach! daß keine Freude auf dieser Erde ungetrübt ist! In unsern Lorbeer schlingt sich die düstre Cypresse. Mein Freund,

mein trefflicher, redlicher Freund Str., ist unter den Mauern dieser Burg gefallen. Er ist den Tod der Helden gestorben, und seine begeisterte Seele hauchte er im Vorgefühle des Sieges freudig aus. Ihn beklage ich nicht, er hat eine schöne Bestimmung erfüllt, für die reinsten Bestrebungen seiner Seele gelebt, und nicht vergebens gelebt; aber mich und alle seine Freunde beklage ich, die an ihm ein treues, großes Herz verloren haben; und die Welt beklage ich, die nun einen der Edeln, die zu kämpfen und sich zu opfern wissen, weniger zählt. Heilig sei uns sein Andenken!"

„Es ist unser Loos, daß Siege nicht ohne Opfer erkauft werden, und deren Blut befleckt sie nicht, sondern macht sie theuer und heilig. Aber dieser unser Sieg ist befleckt durch grausame Treulosigkeit, und dafür hält es schwerer, Trost zu finden. Die Griechen haben die türkische Besatzung, welcher durch die Kapitulation die Heimschiffung in ihr Vaterland zugesichert war, theils niedergehauen, theils auf die schändlichste Weise gemißhandelt. Freilich waren sie durch die eben im Hafen von Piräus ausgeschifften Flüchtlinge von Chios, welche ein empörendes Gemälde der dort von den Türken verübten Gräuel darstellten, zur Rache und Wuth entflammt worden; aber das

entschuldigt die Schandthat nicht. Ach! die Griechen sind lange noch das nicht, was sie seyn sollten, um die Freiheit zu verdienen! Aber laß uns Geduld haben! Sie bedürfen eben deßwegen der Freiheit, weil die lange Knechtschaft sie so herabgewürdigt hat. Der Sklav, der seine Kette zerbricht, weiß freilich die Freiheit noch nicht würdig zu gebrauchen; aber soll er deßwegen wieder an die Kette geschmiedet werden? Wir bedürfen der Geduld, und diese ist vielleicht das schwerste Opfer, das wir der Sache Griechenlands bringen."

„Komm, mein Freund, und hilf uns kämpfen und dulden! Wir Griechenfreunde wissen allein, wofür wir kämpfen; in unsern Seelen leuchtet das Bild der Freiheit rein und ohne Flecken. Jeder neue Genosse, der unsere Begeisterung theilt, ist daher ein unberechenbarer Gewinn, weil er uns einen Zuwachs von geistiger Kraft zuführt, und der Sache der Freiheit einen sittlichen Halt mit geben hilft. Auch unter uns sind nicht alle so gesinnt, wie sie seyn sollten: drum komme, du treue, edle Seele!"

Heinrich freute sich innig, daß Robert wahrscheinlich schon in diesem Augenblicke seinen Zusagebrief in Händen hatte, und ihn mit Zuversicht erwarten konnte. Aber es bemeisterte sich seiner

eine heftige Ungeduld, die Reise sogleich, ohne den ihm vorgeschriebenen Umweg über Paris, anzutreten, und er versuchte, dem Oheim den Erlaß dieser lästigen Bedingung abzuschmeicheln. Doch der alte Herr war unerbittlich, und meinte, es sei mit diesem Umwege nichts verloren, weil doch in dem bevorstehenden Winter nicht viel wichtiges in Griechenland vorgehen könnte. Das einzige, was er zugestand, war, daß Heinrich im Februar Frankreich verlassen sollte, um sogleich bei der Wiedereröffnung des Feldzugs gegenwärtig zu seyn. Und so verließ unser Freund seine Heimath, von den heißesten Segenswünschen begleitet, und begab sich nach Paris.

Aber dort erwartete ihn eine schwere Geduldsprobe. Es drängte ihn mit allen Kräften seiner Seele nach Griechenland hin, und nun sollte er noch Monate lang in dem zerstreuten und genußsüchtigen, damals noch für die Stimme des bedrängten Griechenlandes tauben Paris verweilen, sich mit Gegenständen der Neu- und Wißbegierde beschäftigen, Vergnügungen mitmachen, und sich in der Gesellschaft bewegen, zu welchem Allem er weder Sinn noch Lust hatte. Ausser dem Thatendurste, der ihn beseelte, hatte seine Seele für nichts Raum, als für das Andenken an Cölestine und seine Freunde und Verwandten. Er sehnte

sich sehr nach einem Blicke oder Worte seiner Geliebten, ja schon nach einer Zeile von ihrer Hand; aber das Alles hatte er sich ja selbst abgeschnitten, und er durfte nicht, was er gethan, bereuen.

Seine Ungeduld wurde durch die Nachrichten vermehrt, die er von Robert erhielt, und die gar nicht erfreulich lauteten.

Dieser war mit seinen Kampfgenossen nach der Eroberung von Athen dem Zuge des Präsidenten Maurocordatos nach Epirus zur Befreiung der Sulioten gefolgt, und hatte an dem unglücklichen Kampfe bei Peta am 16. Heumonat Theil genommen, wo durch den Verrath des griechischen Anführers Gogo fast die ganze Schaar der Griechenfreunde aufgerieben und das kleine Heer des Präsidenten zersprengt wurde. Ein jammervoller Tag, an dem so viele edle Opfer fruchtlos fielen! Ein entmuthigendes Unglück, weil es durch Treulosigkeit herbeigeführt wurde! Mit wenigen Andern war Robert dem fast unvermeidlichen Tode und dem schmählichen Loose der Gefangenschaft entgangen, nnd hatte Heinrichen seine Erhaltung gemeldet, in der düstern Stimmung eines zwar nicht verzweifelnden, aber doch tief trauernden Herzens.

„Ich kann dich, schrieb er unter anderem, jetzt fast nicht mehr auffordern zu kommen; denn du findest keinen Anhaltpunkt mehr, da die Schaar der Griechenfreunde zu einer Handvoll Leute zusammengeschmolzen und es ungewiß ist, ob und wo diese einen schicklichen Stand gewinnen wird. Unterdessen hat Dram Ali den Peloponnes mit seinen Schaaren überschwemmt, dem die dortigen Griechen fast nichts entgegenzusetzen haben. Ich gebe die Sache Griechenlands nicht verloren, aber es muß sich selber helfen; denn wie soll man Fremden zumuthen, ihm zu Hülfe zu eilen, wenn sie im Volke selbst die schlimmsten Feinde der Freiheit finden? Ich habe mein Schicksal an das der griechischen Freiheit geknüpft, und weiche nicht von meiner Stelle, und sollte ich der letzte auf dem Kampfplatze bleiben; was du aber thun willst, das sei dir selbst überlassen."

Auf unsern Freund machte diese Nachricht einen ganz andern Eindruck, als Robert erwartet zu haben schien: sie vermehrte nur seine Ungeduld, nach Griechenland zu eilen.

„Fast möchte ich mit dir zürnen, schrieb er an Robert zurück, daß du, der du noch nicht an der Sache Griechenlands verzweifelst, an meiner Bereitwilligkeit verzweifelst, dem unglücklichen Lande zu Hülfe zu eilen. Gogos Verrath ist ein

schwarzes Bubenstück, der Untergang der Philhellenen-Schaar ein bejammernswerther Unfall; aber ist die Treulosigkeit eines unter List, Verrath und charakterlosem Schwanken ergrauten Kriegers dem Charakter eines edlen, obschon durch lange Sklaverei entarteten Volkes zur Last zu legen? Und sollen wir nicht um so mehr eilen, unsre wenn auch geringe Hülfe darzubringen, damit den Freunden der Freiheit der Muth nicht sinke? Bewahre theurer Freund, deinen Glauben an die gerechte Sache der Freiheit; verzweifle aber auch nicht an meiner treuen Liebe für Griechenland. Wäre sie mehr als eine flüchtige Aufwallung gewesen, wenn sie durch den ersten schweren Unfall zurückgeschreckt würde? Fassen wir nur Muth! Schon lächelt wieder den Griechen im Peloponnes das Glück: die türkischen Horden leiden nach den neuesten Nachrichten Mangel an Lebensmitteln und müssen ihren Rückzug antreten: dann wird wahrscheinlich Nauplia fallen, und die Freiheit gewinnt an dieser Veste ein sicheres Bollwerk. Würde ich nur nicht zurückgehalten und könnte, dem Drange meines Herzens folgend, zu dir eilen, um mein Schwert mit dem deinigen zu vereinen! Ist es erlaubt, um einer solchen Sache willen die Pflicht des kindlichen Gehorsams zu verletzen? Ich habe ernst-

lich daran gedacht, gegen den Willen meines Oheims früher abzureisen, aber mein Herz kann sich in dem Kampfe nicht entscheiden. Also Geduld, mein Freund, bis die ersehnte Zeit erscheint!"

Nicht lange darauf verbreitete sich die Nachricht von den Niederlagen, welche Dram Ali im Peloponnes und Churschid Pascha in Thessalien erlitten, und von der bevorstehenden Uebergabe der Vestung Nauplia, welche die Türken vergebens zu verproviantiren gesucht hatten; zugleich lief ein Brief von Robert ein, worin dieser meldete, daß er sich mit Maurocordatos in Missolonghi eingeschlossen, um diesen Platz bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Jene Siegesfreude und Siegeshoffnung und diese Gefahr eines so wichtigen Bollwerkes der Freiheit spannte die Ungeduld unsres Freundes dergestalt, daß ihm ein längeres Zögern unerträglich wurde. Er entschloß sich kurz, sogleich abzureisen und es darauf ankommen zu lassen, ob der Oheim sich in den gethanen Schritt fügen würde. Er zeigte ihm seine Abreise von Paris in folgendem Briefe an.

„Lieber Oheim! ich bin ungehorsam gegen Dich; indem ich meinen Aufenthalt in Paris abkürze und sogleich nach Griechenland abgehe. Zürne nicht! Setze Dich in meine Lage und

Stimmung, und urtheile dann, ob der Aufenthalt in Paris mir nicht ganz nutzlos und unerträglich seyn mußte. Was sollte ich hier, da ich mit all meinen Gedanken und Wünschen in Griechenland bin, und für nichts Anderes Sinn habe? Warum die aufgeregte Thatenlust in Fesseln legen, und zwar in Fesseln, die so leicht abzuschütteln sind, weil sie nicht die unabänderliche Nothwendigkeit, sondern die Willkür und Meinung auflegt? Verzeih, lieber Oheim! wenn ich von Deiner wohlgemeinten und wohldurchdachten Verfügung in Ansehung meines Zugs nach Griechenland so spreche. Verständige Ueberlegung räth, ein so wichtiges Unternehmen nicht ohne Vorbereitung und vorsichtige Wahl des rechten Zeitpunktes auszuführen; aber Lust und Muth sind, wie die Jugend, ungestüm, und brechen los, noch ehe die Vorbereitungen fertig sind. Du warst auch einmal jung, lieber Oheim, und fühltest warmes Blut in deinen Adern: und so zürne meiner Unbesonnenheit nicht! Ist auch die Jahreszeit zu weit vorgerückt, um sich der Schiffahrt mit Sicherheit anzuvertrauen, so ist doch diese Gefahr nichts gegen die Noth, in welcher sich Missolonghi und in dieser Stadt mein Kampfgenosse befindet, und gegen den Drang meines Herzens, an der Vertheidigung dieses wichtigen Po-

stens Theil zu nehmen. Du wirst mich nicht der Anmaßung anklagen, als glaubte ich mit meinem schwachen Arme viel leisten zu können — wiewohl ich mit den Kriegsgefährten, die Du mir mitgeben willst, wenn sie mir schon jetzt zur Seite wären, eine nicht unbedeutende Verstärkung der schwachen Vertheidigungskräfte der Stadt seyn würde; — aber der Muth und die Begeisterung suchen den Ort der Gefahr auf, ohne viel zu fragen, wie viel zu helfen ist. — Da es bei der jetzigen Stimmung der Machthaber von Frankreich sehr schwer, ja fast unmöglich ist, sich in einem französischen Hafen nach Griechenland einzuschiffen; da auch mein Weg mich nach der westlichen Küste Griechenlands führt: so sehe ich mich veranlaßt, über Genf nach Ancona zu gehen, und dort eine Schiffsgelegenheit zu suchen. Ich werde sonach mein Vaterland berühren, und war daher versucht, Euch mit einem Besuche zu überraschen; aber es schien mir doch besser, es nicht zu thun. Bei Ankunft dieses Briefes habe ich hoffentlich schon das Schweizergebiet erreicht; aber wenn Du so gut seyn willst, sogleich nach Ancona unter der Adresse des Hauses B. an mich zu schreiben, so wird mich der Brief noch treffen. Die Kriegsgefährten, die Du mir verheißen hast, mögen mir später nachfolgen, wenn sie nicht zeitig genug

in Ancona eintreffen können: ich werde ihnen die nöthigen Nachweisungen zurücklassen. Lebe wohl, liebster, bester Oheim, und sei nur dießmal nachsichtig! Führt mich Gottes Hand glücklich durch die Gefahren in die Heimath zurück, so will ich mit aller kindlichen Treue und Liebe, die ich Dir schuldig bin, Dir dienen und zu Gefallen leben u. s. w.“

Der Oheim empfand bei Lesung dieses Briefes ein geheimes Vergnügen über Heinrichs ungeduldige Kampflust. Der Junge hat doch Herz, dachte er, und ist keine Schlafmütze! Er hat Recht: so rasch war ich auch in meiner Jugend; ich wartete auch nicht immer auf die Einwilligung meines Vaters, wenn ich etwas vorhatte, was mir recht am Herzen lag. — Aber nachdem der erste Eindruck vorüber war, machte sich in seinem Gemüthe der Verdruß über das verletzte väterliche Ansehen geltend, oder vielleicht stellte er sich nur so, als fühlte er sich beleidigt: genug, er mißbilligte gegen Heinrichs Mutter und Schwager dessen raschen Schritt sehr heftig, und drohete seine Hand von ihm abzuziehen. Da man sich aber Heinrichs sehr lebhaft annahm und seinen Eifer lobte, so ließ sich der alte Herr besänftigen; und vielleicht hatte er nur die Vertheidigung des ihm im Grunde wohlgefälligen Schrittes

hören wollen. Er ermangelte nicht zur rechten Zeit Briefe, Empfehlungen und Anweisungen nach Ancona zu besorgen, und versprach auch, die Mannschaft schleunigst nachfolgen zu lassen. Zwar mußte Heinrich einige scharfe Worte des Tadels lesen; allein die ungeschwächte Liebe des guten Oheims gab sich eben so sehr im übrigen Inhalte des Briefes, als in demjenigen, was er zur Unterstützung seines Unternehmens that, zu erkennen.

Zweites Kapitel.

Heinrich fand in Ancona, wegen der stürmischen Jahreszeit (es war zu Ende Novembers), nicht sogleich eine Schiffsgelegenheit, was die gute Folge hatte, daß die sechs Männer, welche ihm der Oheim nachschickte, ihn noch dort trafen. Bald nachher wagte es ein Schiffer, nach Corfu unter Segel zu gehen; die Fahrt war aber gefahrvoll und schwierig, so daß man erst zu Anfang des Januars am Orte der Bestimmung anlangte. Hier hörte Heinrich mit Freuden, daß vom Peloponnes Entsatz für Missolonghi gekommen sei, und erglühete von Ungeduld, noch an dem Siege Theil zu nehmen. Aber er hatte die größte Mühe, ein Schiff zu finden, das ihn nach Missolonghi führte, weil die englische Regierung damals vermöge einer offenbaren Parteilichkeit gegen die Griechen keinen Verkehr mit dieser Vestung erlaubte. Endlich gelang es ihm, einen Griechen durch eine bedeutende Geldsumme dafür zu gewinnen, daß er es unternahm, ihn auf einer kleinen Barke hinüberzuführen. Man mußte sich aber mit

der größten Vorsicht von der Küste wegstehlen. Die Fahrt war höchst gefahrvoll nicht nur wegen des stürmischen Meeres, sondern auch wegen der englischen Schiffe, denen man in die Hände zu fallen ausgesetzt war. Heinrich gewahrte wirklich auf der Höhe von Cephallonien ein solches, das seiner Barke nachsegelte. Der Schiffer, auf dessen Treue er sich keineswegs verlassen konnte, traf nicht die schicklichen Maßregeln, der Gefahr aus dem Wege zu geben, bis er ihm mit der gespannten Pistole in der Hand erklärte, daß er ihn in dem Augenblicke niederschießen würde, wo das englische Schiff herangekommen seyn würde. Und so entschloß sich endlich der Grieche, an der Küste Schutz zu suchen, wohin die Verfolger nicht nachkommen konnten.

Als Heinrich am 22. Januar in Missolonghi anlangte, fand er die Stadt voll Siegesjubel und seinen Freund abwesend auf der Verfolgung des Feindes, welcher sich in die Gegend von Vrachori zurückgezogen und seinen Rückzugsweg nach Arta verloren hatte, indem die Griechen die Furth bei Stratos über den Achelous besetzt hielten.

Unser Freund säumte nicht an den Siegesfrüchten Theil zu nehmen; und nachdem er sich mit seinen Männern dem Präsidenten vorgestellt hatte, eilte er ins Lager der Griechen bei Stra-

tos, wo er seinen Robert umarmte. Mit welcher Freude er von diesem empfangen wurde, ist schwer zu sagen. So gern dieser begeisterte Griechenfreund sein Vaterland verlassen hatte, so wenig konnte er sich eines Anflugs von Heimweh erwehren: und so war ihm Heinrich ein lieber Bote aus der Heimath, der ihm eine Stillung seiner Sehnsucht brachte.

Ich gestehe dir, sagte er zu ihm, als die ersten Herzensergießungen vorüber waren, daß ich, trotz meiner Liebe zu den Griechen und meinem Eifer für ihre Sache, mich doch unter ihnen fremd und wie unter Barbaren fühle. Das Vaterland ersetzt sich schwer und spät!

Ich finde dieses natürlich, erwiederte Heinrich: du hast bisher nur im Felde, unter den Waffen und mit Kriegern gelebt, und nichts vom häuslichen und bürgerlichen Leben genossen. Was uns ans Vaterland knüpft, und die Vaterlandsliebe erzeugt, ist bei weitem nicht bloß die Verfassung und der Genuß ihrer Wohlthaten, sondern der Inbegriff aller der Lebensgüter, durch welche unsre mannichfaltigen geistigen und leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden. Die Freuden der Geselligkeit, der Austausch der Gedanken mit Gleichgesinnten, der Verkehr der Berufsarbeit, die öffentliche Andacht und vornehmlich die stillen

Freuden des häuslichen Lebens schlingen ein tausendfarbiges, schimmerndes Band, das uns an die Heimath knüpft: und dazu webt noch die Gewohnheit ihre Fäden ein, die uns weit mehr, als die wirkliche Befriedigung unsrer Bedürfnisse, an unser gewohntes Daseyn und sogar an Unvollkommenheiten und Gebrechen fesselt.

„Aber alles dieses werde ich schwerlich jemals bei den Griechen finden. Schon der Unterschied der Religion wird mich ewig von ihrem Leben scheiden: diese todte Aeusserlichkeit ihres Gottesdienstes, dieser Götzendienst, den sie mit ihren Heiligen treiben, dieses Kniebeugen und Küssen erregt meinen innigsten Abscheu, und ihre kirchlichen Siegesfeiern, an denen ich um der Veranlassung willen gern Theil genommen habe, waren mir kaum erträglich."

„„Ich hätte nicht geglaubt, daß du so unduldsam in diesem Punkte wärest.""

„Ich bin nicht unduldsam: ich achte jede religiöse Meinung und jeden Gebrauch, von denen ich einen vortheilhaften Einfluß auf die Gesinnung sehe. Der Gott, den man in wahrer Herzensfrömmigkeit verehrt, ist der wahre, man mag ihn sich vorstellen oder ihm dienen, wie man will. Aber wenn man glaubt, daß man bloß durch äusserliche Gebräuche die Gnade des Himmels

verdienen könne; wenn die Gegenstände der Andacht als menschlich selbstsüchtige und parteiische Wesen gedacht werden, denen es nur an den ihnen gebührenden Huldigungen liege; wenn man mitten in der Ausübung des Gottesdienstes auf die Befriedigung unheiliger Leidenschaften sinnt: so ist man nicht nur fern von aller wahren Frömmigkeit, sondern verschließt sich auch jeden Weg, zu ihr zu gelangen. Den Griechen sind ihre Heiligen nichts, als Götzen oder Fetische, und ihr Christenthum ist nicht viel mehr, als Heidenthum; ja, es wäre vielleicht besser, sie wären eigentliche Heiden, denn dann könnte man sie bekehren; so aber halten sie sich für die einzig rechtgläubigen Christen, und sind für jede Belehrung und Anregung verschlossen."

„„Ich weiß nicht, ob deine Ansicht nicht zu trübe ist. Wenn auch den Griechen die Beziehung der Religion auf das Leben und dessen besondere Verhältnisse noch sehr fehlen mag; so lebt doch in ihnen die Begeisterung für ihren väterlichen Glauben, die Fahne des Kreuzes entflammt ihren Muth, und sie haben gezeigt, daß sie sich aufopfern können. Der Geist der Aufopferung ist der Geist der christlichen Liebe.""

„Ich ehre diese Thaten der Aufopferung, möchte sie aber nicht aus der reinen christlichen

Quelle ableiten. Die Griechen haben eine angeerbte, durch die lange Unterdrückung genährte und durch Türkenhaß gesteigerte Liebe zu ihrem Volke und Vaterlande; sie haben Phantasie und Lebhaftigkeit des Gefühls, wodurch sie großer Anregungen fähig sind; die europäische Häuslichkeit und der Fleiß des Berufsleben hat sie noch nicht gezähmt und zur feigen Ruhe gewöhnt, vielmehr sind sie in der Unruhe des Räuber- und Schiffer-Lebens herangewachsen, und daher, wie auch die Wilden, dazu geneigt, das Leben an das Spiel der Waffen zu wagen.“

„„Aber sollte sie keine Idee, keine geistige Triebfeder bewegen? Sie wissen doch ihre Thaten mit schönen Reden zu begleiten, und leihen ihnen dadurch einen Schimmer von Geistigkeit.““

„Ja, die Gabe der Rede haben sie, wie ihre Voreltern und wie alle südlichen Völker. Aber das Andenken an ihre alte vaterländische Geschichte und die Helden derselben begeistert sie mehr, als die reine christliche Gesinnung; und wenn der Anblick des Kreuzes etwas thut, so ist es der Gedanke des angestammten Heiligthums und der Gegensatz gegen den verhaßten Halbmond, nicht die reine Begeisterung für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums.“

„„Bei alle dem können unsre abendländischen Christen an diesen Hochthaten der Griechen ein Beispiel nehmen. Ich zweifle, daß bei uns Viele derselben fähig wären.““

„Ja, wir wollen sie bewundern und preisen, denn sie bleiben immer groß und schön. Aber laß uns gerecht seyn und sie gehörig würdigen. Der ungebildete Mensch ist der Todesverachtung fähiger, als der hochgebildete oder überbildete. Wie viele europäische Feldherren wären im Stande, sich mit der Verzichtleistung eines türkischen Paschas ins Feld zu begeben, und ihr Leichentuch mitzunehmen, als Zeichen des erwarteten Todes im Fall des unglücklichen Ausgangs des Feldzugs? Deßwegen wirst du doch die Gesinnung eines Türken von dumpfer, knechtischer Ergebung nicht höher stellen, als die eines verfeinerten europäischen Selbstsüchtlings? Edler freilich ist der Muth eines Hirten oder Jägers, der mit aller frischen Liebe zu seinem einfachen Leben die Kraft verbindet, allem, was ihn im Genusse desselben stört und seinen Haß erregt, trotzig entgegen zu gehen, und die Vortheile und Nachtheile, die ihm der Kampf darbietet, nicht klügelnd abmißt, sondern sich kühn in die Gefahr stürzt. Wenn hingegen der verfeinerte Europäer die Vortheile des friedlichen Lebensgenusses, die bei ihm un-

streitig reicher und mannichfaltiger, als bei jenen, sind, allzu besonnen erwägt, und zaudert, sie auf das ungewisse Spiel des Kampfes zu setzen, indem er durch friedliche Unterwerfung wenigstens einen Theil derselben retten kann: so ist dieß zwar nicht zu loben, aber doch zu erklären und zu entschuldigen."

„„Es ist wohl wahr, daß die Gesittung die Völker unkriegerischer und feiger macht; aber es sollte nicht seyn, und es gibt Mittel dagegen. Man muß der schwächenden Wirkung des stille sitzenden Berufslebens eine kräftige, turnerische Erziehung der Jugend, der klügelnden Verständigkeit die Anregungen der Religion und Dichtung, und der Selbstsucht des Privatlebens den Gemeingeist des öffentlichen Lebens entgegensetzen.""

„Ganz gut; aber so weit sind wir noch lange nicht, und einstweilen übt noch die Gesittung ihren entnervenden Einfluß aus. Du wirst die Erfahrung nicht leugnen, daß alle gesitteten Völker weniger kriegerisch und kampflustig sind, als die ungesitteten."

„„Doch möchte ich dagegen die nordamerikanischen Colonieen, welch: europäische Bildung mit der frischen Kam:lust und Freiheitsliebe jugendlicher Völker verbinden, zum Beispiel anführen.""

„Ist das wahr, was du von ihnen sagst, so zeigen sie uns das Ziel, wohin wir Europäer streben sollen, und das ich allerdings für erreichbar halte."

Die Lage der griechischen Angelegenheiten bot unsern Freunden, während der ruhigen Stunden, deren sich in der Stellung bei Stratos genug fanden, die anziehendsten Gegenstände der Unterhaltung dar. Robert hatte von den früheren Kriegsvorfällen, von Glück und Unglück, edlen Thaten und schändlichem Verrath, zu erzählen. Durch den Verrath Gogo's war die Philhellenen-Schaar zu Peta geopfert worden; aber bald nachher hatte Varnakiotis durch eine ähnliche Treulosigkeit den Präsidenten in die mißlichste Lage versetzt. Robert konnte den Schmerz nicht bergen, den er über solche Schändlichkeiten empfand; und zwar brachte er dabei weniger den dadurch zugefügten Schaden, als den sittlichen Einfluß in Anschlag. An den Griechen tadelte er unter anderm auch den Mangel an Beharrlichkeit, wodurch sie schon manche Früchte des Sieges aus den Händen gelassen. Heinrich entschuldigte sie deßwegen mit ihrer Lebhaftigkeit; Robert aber fand die Ursache in ihrem Mangel an Gemeingeist.

Von dieser Unbeharrlichkeit legten die Griechen bald einen Beweis ab. Omer Briones konnte

den Uebergang über den Achelous bei Stratos nicht erzwingen, und sah sich mit seinem Heere dem äussersten Mangel Preis gegeben. Um aus dieser verzweifelten Lage herauszukommen, fand er kein Mittel, als die Aufmerksamkeit der Griechen auf einen andern Punkt zu lenken. Er sprengte daher das Gerücht aus, daß er über den Berg Kalidromos gehen und durch das Thal des Spercheios in Thessalien einbrechen wollte. Sobald dieses im griechischen Lager ruchtbar wurde, machte Georg Hyskos, Chiliarch von Agrapha, sogleich Anstalt, sich mit seinen Truppen nach jener Gegend hinzubegeben und den Türken den Weg zu verlegen. Robert und Heinrich stellten ihm vergeblich vor, daß jenes Gerücht verdächtig und es gerathener sei, die vortheilhafte Stellung bei Stratos zu behaupten. Er blieb aber auf seinem Sinne, und führte als einen Hauptgrund für sein Vorhaben an, daß seine Griechen nicht für das ruhige Warten taugten, daß er sie in beständiger Bewegung erhalten und ihnen stets die Hoffnung der Beute zeigen müßte. Uebrigens gestand er, daß ihn noch die Absicht fortrieb, dem Pascha einen seiner Söhne, einen schönen Knaben von zwölf Jahren, der auf dem vorigen Zuge gegen Missolonghi in seine Hände gefallen, und den er so liebgewonnen, daß er ihn gegen kein

Lösegeld losgeben wollte, abzunehmen. Unser Freund konnte diesem väterlichen Wunsch nichts entgegensetzen, als die Wahrscheinlichkeit, daß er durch Behauptung der Stellung bei Stratos eher erreicht werden würde; aber die Ungeduld des Chiliarchen war mit nichts zu überwinden.

Kaum war Hyskos mit seinen Schaaren abgezogen, als der Pascha sich gegen Stratos in Bewegung setzte, wo die Aufstellung der Griechen zu schwach war, um ihm den Uebergang streitig zu machen. Robert sah die Nutzlosigkeit des Widerstandes ein; er veranlaßte es aber, daß die Griechen sich seitwärts auf der Straße nach Arta zurückzogen und den Türken einen Hinterhalt legten. Dieser Kunstgriff gelang vollkommen. Die Griechen waren so glücklich auf den Theil des Zuges zu treffen, wo sich das Zelt des Paschas fand, das mit allen seinen Kostbarkeiten geplündert wurde. Der Pascha selbst rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes, aber der größte Theil seiner Dienerschaft fiel in die Hände der Griechen, und unter diesen auch Agathokles, der Sohn des Georg Hyskos. Unserm Heinrich war das Glück beschieden, diesen Knaben, den ein türkischer Reiter eben aufraffen und mit ihm entfliehen wollte, zu befreien, indem er dem

Türken einen Hieb in den Nacken versetzte, daß er vom Pferde taumelte.

Komm mit mir, Agathokles, sagte Heinrich, ich will dich zu deinem Vater zurückbringen.

Wo ist er? erwiederte der lebhafte Knabe. Lebt er noch? Warum ist er nicht mit auf der Jagd der flüchtigen Türken? Das ist ja sonst seine Lust!

„Dieß Mal hat er die Fährte des Wildes verloren; er ist nach den Pässen des Kallidromos gezogen, wo er glaubte, daß der Pascha durchbrechen würde.“

„„Willst du mich zu ihm bringen, tapfrer Franke? so wird er dir Dank sagen für meine Befreiung.““

„Ich will es, aber ich bedarf keines Dankes. Werde ein tapfrer, treuer Sohn deines Vaterlandes, so wird mir das Lohnes genug seyn.“

„„Ja, das will ich; ich will wie mein Vater werden.““

Der Knabe schloß sich mit kindlicher Wärme an Heinrich an, und dieser fühlte für ihn die lebhafteste Theilnahme. Auf dem Rückzuge unterhielt er sich viel mit ihm, und fragte ihn nach der erhaltenen Erziehung.

„Was hast du gelernt, Agathokles?“

„„Ich kann mit der Pistole die Schwalbe im Fluge schießen, und mit der Flinte treffe ich auf sechszig Schritte ins Schwarze. Auch kann ich schon ziemlich gut schwimmen.““

„Recht gut; aber ich meine, was du in der Schule gelernt hast? Kannst du lesen und schreiben?“

„„Unser Pope hat mich das Gebetbuch, das meine Mutter hat, lesen und auswendig lernen lassen; auch habe ich schon mit einer Homilie des heil. Chrysostomus den Anfang gemacht. Mit dem Schreiben habe ich auch angefangen und kann schon meinen Namen schreiben.““

„Du solltest aber noch mehr lernen. Bei uns lernen die Knaben weit mehr als Lesen und Schreiben; sie lernen Rechnen, Geschichte, Erdkunde und Sprachen.“

„„Hilft das dazu, die Türken zu schlagen? Ich möchte nichts lernen, was nicht einem Helden zu wissen nöthig ist.““

„Hast du von Themistokles, Alcibiades, Epaminondas und andern alten Helden gehört?“

„„O ja, mein Vater hat mir Einiges von ihren Thaten erzählt, und ich möchte ihnen wohl ähnlich werden.““

„Nun diese konnten nicht nur trefflich lesen und schreiben, sondern waren auch gelehrt und

kunstreich; und das rechte Wissen ist zu Allem, auch zur Kriegskunde nützlich.“

„„Dann will ich recht viel lernen. Laß mich bei dir, und lehre mich, was du weißt; denn die Franken, sagt man, sind sehr gelehrt. Und ich will dir zur Vergeltung die Fehler sagen, die du in unsrer Sprache machst; denn diese hast du, wie ich höre, noch nicht recht inne.““

Heinrich mußte lächeln über die Aufrichtigkeit des Knaben; seine Bitte aber schlug er ihm ab, worüber er sehr traurig wurde.

Als man über den Achelous zurückkehrte, traf man auf die Haufen des Georg Hyskos, und dieser suchte unsern Heinrich auf, da er gehört hatte, daß sein Sohn bei ihm sei. Agathokles fiel seinem Vater um den Hals, that aber bald an ihn die Bitte, ihn mit dem Franken Henrikos nach Missolonghi ziehen zu lassen, damit er bei ihm in die Schule gehen könne. Heinrich erklärte dem verwunderten Vater, wie dieser Wunsch bei dem Knaben entstanden war, und zeigte sich jetzt bereitwillig, ihn mit sich zu nehmen, und ihm die Mussestunden, die er vielleicht finden könnte, zu widmen; denn er hatte den Knaben sehr liebgewonnen, und über seinen Wunsch reiflicher nachgedacht. Er glaubte durch den Beitrag, den er zur Ausbildung der vortrefflichen

Anlagen desselben leisten könnte, Griechenland einen Dienst zu thun, indem ihn schon seine kurze Erfahrung gelehrt hatte, daß es den Griechen sehr an guter Erziehung fehlte. Er wurde mit dem Vater einig, und der Knabe gieng mit ihm nach Missolonghi.

Drittes Kapitel.

Da nunmehr die Gefahr von dieser Stadt abgewendet war, schickte sich der Präsident Maurocordatos an, nach dem Peloponnes zu gehen, woselbst zu Astros eine Nationalversammlung gehalten werden sollte. Robert und Heinrich hatten Lust, einen Punkt aufzusuchen, wo ihr Arm sogleich für die Sache der Freiheit thätig seyn könnte. Aber der Präsident ersuchte sie dringend, in Missolonghi zu bleiben, und unter der Leitung des Markos Bozzaris, der zum Strategos von Westhellas ernannt worden war, an der Befestigung dieser Stadt und der Herstellung ihres Vertheidigungsstandes mit arbeiten zu helfen. Denn er legte auf die Behauptung derselben eine große Wichtigkeit, und erkannte sie, solange Patras nicht in den Händen der Griechen war, für das Bollwerk von Morea. Er hatte davon Kenntniß erhalten, daß Heinrich sich mit der Erziehung des jungen Hyskos befaßte, und ermunterte ihn nicht nur darin fortzufahren, sondern ersuchte ihn auch,

noch einige andere edle Knaben der Stadt dazu zu nehmen. Der edle Fürst, der sich ganz die europäische Bildung angeeignet, ihren wahren Geist eingesogen und ihre Wichtigkeit erkannt hatte, sah sehr wohl ein, daß die Freiheit, die durch Tapferkeit zu erkämpfen war, allein durch Bildung und Sittlichkeit behauptet werden könnte. Auch Markos Bozzaris, der nunmehr den Befehl über die Stadt übernahm, bemerkte mit Beifall Heinrichs Bemühungen, und wohnte einmal seinen Unterrichtsstunden bei. Heinrich las eben mit seinen Zöglingen Homers Ilias, die er ihnen nicht nur in Beziehung auf die Sprache, sondern auch, und noch vielmehr, in Beziehung auf ihren Inhalt, die Sitten und Gebräuche der Zeit, die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, erläuterte, und wobei ihm die Knaben mit gespannter Aufmerksamkeit und freudiger Theilnahme zuhörten.

Recht so, rief der Held den Lehrlingen zu: lernet die Wunder-Sage unsrer Helden-Vorzeit, und präget die Vorbilder, die sie darbietet, in eure Seele! Das waren Helden, tapfer im Felde und beredt und weise im Rathe, königliche Männer, Zierden des Menschengeschlechts, Lieblinge der Götter! Erkennt und bewundert ihre Tugenden, erkennt aber auch und mißbilligt ihre Fehler;

denn an diesen mangelt es ihnen auch nicht. Das war zum Beispiel nicht recht, daß Achilles wegen eines ihm geraubten Mädchens so lange trotzte, das Griechenheer in die größte Noth gerathen, und sich nicht eher bewegen ließ, die Waffen wieder zu ergreifen, bis sein Liebling Patroklus erschlagen war. Der wahre Held muß nicht an sich denken, sondern nur an das Wohl des Vaterlandes, für das er streitet, und muß nicht nur die Feinde im Felde, sondern auch die in seiner Brust, die Leidenschaften, besiegen.

Ja, versetzte Heinrich, lernt von den homerischen Helden den tapfern Muth, die Thatenlust, die Seelengröße; aber Gesinnung, Vaterlandsliebe, begeisterte Hingebung lernet von den heutigen Helden eures Volkes, den Kanaris, Miaulis, Maurocordatos, Bozzaris! Kinder, rief er mit Begeisterung, ihr seht hier vor euch den neuen Leonidas, bewundert ihn, verehrt ihn und ahmt ihm nach! Mit sechshundert Palikaren hielt er die vielen Tausende des Omer Briones und Routschid Pascha so lange auf, bis diese Stadt, in die sich der Präsident geworfen, in einigen Vertheidigungsstand gesetzt war, und kehrte dann mit zwei und zwanzig Uebriggebliebenen seiner Tapfern in die Stadt ein.

Henrikos schmeichelt, fiel ihm Bozzaris in die Rede, was sonst seine Art nicht ist. Ich Leonidas? O wie weit stehe ich noch unter ihm! Der königliche Held fiel bei den Thermopylen, und nur über seinen Leichnam fanden die Perser den Weg in Griechenland; ich aber trug mein Leben davon. Doch ich hoffe, mir wird noch das schöne Loos werden, als ein Opfer für mein Vaterland zu fallen. Dann ahmt mich nach, Kinder! Und wenn meine Söhne einst als streitbare Jünglinge zurückkehren, so nehmt sie als eure Brüder auf, und zieht mit ihnen in den Kampf gegen unsre Erbfeinde!

Er sprach diese Worte mit hoher Begeisterung, sein Auge funkelte, seine Brust hob sich. Heinrich war von Liebe und Bewunderung ergriffen, und lag, er wußte selbst nicht wie, in den Armen des Helden, während die Kinder um ihn knieeten und seine Füße mit Thränen benetzten.

Der Wunsch des Helden wurde, wie bekannt ist und wie auch der Verlauf unsrer Geschichte zeigen wird, in kurzem erfüllt. Er hat die Hochthat der Selbstaufopferung auf eine glänzende Weise vollbracht, und dadurch alles verdunkelt, was das Alterthum in dieser Art aufzuweisen hat.

Unter der ruhigen Beschäftigung, Missolonghi in Vertheidigungsstand zu setzen, die streitbare

Mannschaft zu ordnen und zu üben und der pädagogischen Nebenbeschäftigung unsres Freundes vergingen mehrere Monate. Dieser hatte unterdessen Muße genug, Briefe nach der Schweiz und nach Deutschland zu schreiben, und erhielt auch von daher welche, die jedoch keines besonders merkwürdigen Inhalts waren.

Euphrosyne meldete ihm von ihrem verlängerten Aufenthalte in der Schweiz nach seiner Abreise und ihrer Rückkehr nach Hause. Dabei erfreute sie ihn mit einigen Mittheilungen über Cölestine, ihrer sich nun nicht mehr verbergenden Liebe zu ihm und die hohe Gesinnung des seltenen Mädchens.

„Was ich besonders an ihr bewundere, schrieb sie, ist die Ruhe in Ansehung der Gefahren, die Sie umringen, eine Ruhe, die sich theils auf die edle Absicht, welche Sie in den Kampf führt, theils auf das Vertrauen zu Gott gründet. Ich kann mich einer solchen Stärke nicht rühmen, und gestehe, daß ich nicht ohne Sorge, zuweilen nicht ohne Angst, daran denke, daß Sie in den Fall kommen können, den barbarischen Türken in die Hände zu fallen. O möge Sie der Himmel behüten, lieber Freund!“

Dietrich schrieb mit großer Theilnahme von den griechischen Flüchtlingen, welche, aus Ruß-

land vertrieben, und ohne allen Ausweg zur Rückkehr in ihr Vaterland, eine Freistätte in der Schweiz und unter andern auch in seiner Vaterstadt gefunden hatten. Durch ihre Gegenwart war der Eifer für die Griechensache unter den Schweizern sehr angeregt worden. Man sah die Brüder derjenigen, an deren Freiheitskampf man solchen Antheil nahm, mit allen volksthümlichen Eigenheiten vor sich, und in einer Hülflosigkeit und Verlassenheit, die auch die Gleichgültigsten rührte. Man sah, in welchem sittlichen Zustande sich die Nation, wenigstens dem großen Haufen nach, befand, und welche Fehler, aber auch welche Anlagen sie besitzt. Es knüpfte sich zwischen diesen Flüchtlingen und den Schweizern ein Band, welches die beiden ganzen Nationen umschlang. Heinrich theilte diese Nachrichten dem Bozzaris mit, der seine Dankbarkeit dafür nicht genug bezeugen konnte.

Gesegnet seien deine edlen Mitbürger, rief er, und möge ihnen die Freiheit, deren sie so würdig sind, weil sie den Genuß derselben auch uns zuwenden helfen wollen, alle ihre Wohlthaten im reichsten Maße zuführen. Unter diesem Volke möchte ich meiner Chryse und ihren Kindern, die ich habe von mir lassen müssen, einen Aufenthalt wünschen. Mein hochherziges Weib kann nur in

der Luft der Freiheit leicht athmen; auch hat ja euer Land, wie das unsrige, schneebekränzte Berge, an deren Fuße sie zu leben gewohnt ist.

Dein Wort gelte, fiel Heinrich lebhaft ein, indem er ihm die Hand zum Handschlag reichte: deine Familie soll unter uns wohnen! Darf ich ihr in meiner Vaterstadt, bei den Meinigen, einen Aufenthalt ausmachen?

Es sei, antwortete Bozzaris einschlagend: ich werde freudiger in den Tod gehen, wenn ich die Meinigen unter dem Schutze der freien Alpensöhne, im Schooße einer befreundeten Familie, weiß. Ich lasse sie dir und deinem Vaterlande als ein theures Vermächtniß. Aber, tapfrer Freund, sorge dann auch, daß meine Söhne zur Vaterlandsliebe und Heldentugend erzogen werden. Nähre sie mit dem Feuer deiner Brust und mit der Weisheit, deren Quellen bei euch so reichlich fliessen!

„Ich verspreche es dir, ich will sie lieben und pflegen, wie meine eigenen Kinder; und hat ihnen der Himmel nur etwas von deiner Natur verliehen, so hoffe ich, daß sie deinen Namen mit Ruhm fortpflanzen sollen.“

Heinrich schrieb in dieser Angelegenheit sogleich an seinen Schwager, und erhielt die freudig

zusagende Antwort noch kurz vor der großen Wendung der Dinge, die nun erfolgte.

Gegen die Mitte des Augusts zogen sich drohende Gefahren gegen Missolonghi zusammen. Mustapha Pascha hatte zu Neuropolis, im Gebirge Agrapha, sein Hauptquartier aufgeschlagen, und zwei seiner Unterfeldherrn, Sopher Pascha und Dgeladin Bey, mit 8000 Mann entsendet, um sich der Pässe der Gebirge Kallidromas und Tymphreste zu bemächtigen. Einen andern Heerhaufen richtete er in das Thal des Evenus, und bestimmte Allen als Vereinigungspunkt die zerstörte Stadt Brachori. Allen diesen Streitkräften stand nichts gegenüber, als Sturnaris, welcher mit 300 Mann die Brücke von Tatarcina, fünf Stunden von Brachori, deckte.

So droheten die Türken ganz Aetolien zu überziehen und Missolonghi einzuschliessen. Als Markos Bozzaris diese Bewegungen in Kenntniß gebracht hatte, war sein Entschluß gefaßt, sich dem Vaterlande zu opfern. Denn den Strom aufzuhalten, dazu fühlte er sich zu schwach; ihm blieb nichts übrig, als sich in dessen heranstürmende Wogen zu begraben und seinem Vaterlande das Beispiel und die Früchte eines Todes, wie Leonidas gestorben, zu hinterlassen.

Am 14. August in der Nacht faßte er den Entschluß gegen den Feind zu ziehen, und am frühen Morgen kam er, von Heinrich und Robert Abschied zu nehmen.

Ich gehe, sagte er, mit meinen treuen Sulioten mich in die Masse des Feindes zu werfen, und zu versuchen, was List und Todesverachtung vermögen; denn im offenen Felde können wir der Uebermacht nicht entgegentreten.

Wir gehen mit dir, riefen Beide mit Einer Stimme.

Nein! sagte er: ihr seid nicht dazu da, euch so zu opfern: überlaßt das mir und meinen Sulioten. Wir sind dem Vaterlande Alles, Blut und Leben, schuldig, und sollen uns für die Freiheit, wenn es die Noth fordert, in den offenen Rachen des Todes stürzen: ihr hingegen mögt wohl kämpfen und Gefahren bestehen, auch euer Blut vergießen, wenn euch das Loos des Krieges so fällt, aber ihr sollt eure Einsichten, euren Ordnungsgeist und eure Freiheitsliebe, durch die ihr uns so wichtige Dienste leistet, uns zu erhalten suchen. Uebrigens bedarf euer Missolonghi, das nicht von Vertheidigern entblößt werden darf.

Du willst nur unsern Muth prüfen, erwiederte Heinrich, in den du Mißtrauen setztest.

Der wahre Muth, fügte Robert hinzu, stellt nicht solche Betrachtungen an, und mißt nicht so kühl ab, was zu thun und was zu unterlassen sei, was man wagen dürfe und was nicht. Uebrigens ist es denn so ausgemacht, daß wir alle, wenn wir mit dir gehen, auf dem Platze bleiben? Es mag ein gewagtes Spiel seyn, aber vielleicht gewinnen wir es doch. Ich gehe mit dir, und sehe es als eine Beleidigung an, wenn du meine Begleitung nicht annimmst.

Auch mich wirst du hoffentlich nicht zurückweisen, sagte Heinrich.

„Wenn ihr es auf den Ehrenpunkt stellt, so kann ich freilich nicht anders als nachgeben. Aber dich wenigstens, Henrikos, möchte ich bitten zurückzubleiben. Dir habe ich die Sorge für meine Familie übergeben, und du beraubst mich einer großen Beruhigung, wenn du diese Gefahr mit mir theilen willst.“

Heinrich sah Bozzaris und dann Robert fragend an. Dieser sagte:

Aus diesem Grunde mußt du bleiben, lieber Heinrich! Dazu kommt, daß du deinen Lieben in der Heimath doch wohl schuldig bist, dich nicht mit rücksichtloser Hingebung in die Gefahr zu stürzen. Du gehörst nicht bloß deiner Liebe zu Griechenland an, und hast die Pflicht, dich

in soweit zu schonen, als die Ehre und der Eifer für die Sache der Freiheit damit bestehen können. Ich bin von meiner Heimath losgetrennt, und darf Alles wagen.

Diese Worte regten in Heinrichs Seele verschiedene, sich widerstrebende Gefühle auf. Der Gedanke an die Seinigen, vornehmlich an seine Mutter und Geliebte, erschütterte ihn etwas; auf der andern Seite schmerzte es ihn, daß ihn Robert daran erinnerte und sich von ihm trennen wollte. Halb empfindlich machte er ihm deßwegen Vorwürfe. „Soll ich nicht mit dir alle Gefahren theilen, willst du mich von dir stoßen? Warum riefst du mich hieher?“

Markos Bozzaris sah diesem Streite mit innigem Vergnügen zu, und sagte: Laßt mich euren Streit auf eigennützige Weise entscheiden. Solche Mitkämpfer, wie Robertos, bedarf ich, und du, Henrikos, ergib dich darein, mir zu Liebe zurück zu bleiben, deinen Freund ziehen zu lassen, und dich von ihm zu trennen. Kurz und vergänglich ist das Leben, aber ewig die Freundschaft!

Ewig die Freundschaft! wiederholten Heinrich und Robert, fielen einander in die Arme, und trennten sich dann stumm in Thränen, indem der letztere mit Bozzaris forteilte.

Heinrich blickte, um Sieg und glückliche Rückkehr für die ihn theuren Krieger flehend, gen Himmel und sah wehmüthig hinaus auf den Platz, wo Bozzaris Schaar versammelt stand, unter welche Robert sich mischte.

Viertes Kapitel.

Die Tage nach Bozzaris und Roberts Abzug waren unserem Freunde fast unerträglich. Er brachte sie in banger Erwartung des Ausgangs zu, und seine Unruhe wurde dadurch vermehrt, daß ihm der Plan des kühnen Zuges so gut als ganz unbekannt war, indem der Anführer keine Zeit gehabt, denselben mitzutheilen, ihn auch wohl absichtlich geheim gehalten hatte.

Am Tage dienten die gewohnten Beschäftigungen zu einiger Zerstreuung; aber Nachts war Heinrich die Beute der sorgenvollesten Unruhe, die ihn um so weniger des Schlafes genießen ließ, als die Schwüle der Hundstage mit drückender Schwere auf der Gegend lag, und die stechenden Mücken das Lager umschwärmten. Gewöhnlich flüchtete er sich dann ins Freie, und brachte den größten Theil der Nacht auf den Wällen der Stadt zu.

Es war in der Nacht vom 20. auf den 21. August, als Heinrich ebenfalls auf dem Walle umherging. Der dunkelblaue südliche Himmel

mit seinen hellen Sternbildern wölbte sich über der in dumpfer Schwüle ruhenden Erde. Kein Lüftchen regte sich. Das Gebirg Anakynthos lag mit seinen dunkeln Wäldern da, sandte aber anstatt der kühlen Lüfte, die sonst von ihm herwe- heten, schwüle Dünste, gleich als wenn in seinen Eingeweiden ein verborgenes Feuer glühete. Die Lagunen, von welchen Missolonghi auf der Meerseite umgeben ist, spiegelten in glatter Fläche das Sternenlicht wieder, und in dem Schilfrohr, welches das Gestade bekränzt, regte sich kein säuselndes Lüftchen. Durch nichts war die Stille unterbrochen, als durch das Auf- und Abwandeln der Wachen und den Gesang der Cicaden.

Heinrichs Brust war schwer beklommen, und er blickte mit trübem Auge in das dunkle Gebirge, hinter welchem die Dinge vorgingen, deren Ausgang er so ängstlich erwartete. Dorthin waren sie gezogen, an deren Schicksal er solchen Antheil nahm; in diesem Augenblicke vielleicht geschah der beabsichtigte Ueberfall, und tausend Dolche droheten der edlen Brust des heldenmüthigen Bozzaris und seines geliebten Freundes Robert.

In diese Sorgen mischte sich, nicht ohne seine tiefste Sehnsucht aufzuregen, der Gedanke an die Lieben in der Heimath, und Cölestinens

Bild erschien ihm mit dem großen, ernsten, lieb'erfüllten Blicke.

Werde ich sie wiedersehen? dachte er. Werde ich sie wiedersehen als Genosse des Sieges der Freiheit und mit dem frohen Gefühle, etwas dafür gethan zu haben? Werde ich als Sieges-Opfer fallen oder sieglos-untergehen?

Da erhob er seine Augen zu dem gestirnten Himmel, und seine Seele wurde frei von ihrer Bürde durch den Gedanken an Gott. Warum sorge ich und ängstige mich? rief er. Ist nicht das Schicksal meiner Freunde, Griechenlands und meines dort oben in den Sternen von Ewigkeit her abgewogen? Welche Ruhe herrscht dort oben, welche ewig gleiche, unwandelbare Ordnung! nur hienieden ist Unruhe, Schwanken und Kampf. Diese Gestirne werden ihren Lauf fortsetzen, wie ihn der Schöpfer von Anbeginn vorgezeichnet, auch wenn wir mit diesem ganzen Geschlechte nicht mehr sind, und dieser Kampf längst entschieden ist. Sei ruhig, liebes Herz, erhebe dich über den Drang des Augenblicks, und vertraue dem Vater droben! — Er war unter diesen Gedanken in die Kniee gesunken, und blickte mit gefaltenen Händen ruhig empor.

Da trat eine Gestalt in einem langen dunkeln Gewande mit weißen Locken an ihn heran,

und sagte: Gottes Frieden über dir, edler frommer Franke! Er fehlt denen nicht, welche beten.

Heinrich erhob sich und blickte die unbekannte Gestalt fragend an; aber der milde Blick des Alten und sein ehrwürdiges Ansehen flößten ihm Zutrauen ein.

„Ich bin der Priester Anastasios, und kenne dich wohl, Henrikos! Ich habe dich beobachtet, und einen treuen, redlichen Sinn in dir gefunden: Du bist ein wahrer Freund meines Volkes.“

„„Bist du dieser fromme, vaterlandsliebende Priester, von dem ich wohl gehört habe, so theilst du auch wohl meine Sorge um den edlen Markos, der, wie du weißt, gegen den Feind gezogen ist, mit einer handvoll Streiter gegen viele Tausende.““

„Der Herr wird ihn leiten, wie es sein heiliger Wille ist. Er trägt das Siegel eines dem Vaterlande geweiheten Opfers an sich; und wählt ihn der Herr dieß Mal, so wollen wir ihn beweinen, aber nicht murren. Griechenlands Freiheit bedarf der edlen Opfer viele, aber sie fallen nicht vergebens.“

„„O könnte ich das Schicksal dieser verhängnißvollen Tage in den Gestirnen lesen! Auch mein Freund Robert ist mitgezogen: wird er glück-

lich heimkehren? O sage mir, ehrwürdiger Vater, was ahnest, was hoffest und fürchtest du?""

„Junger Freund! längst kennt meine Seele keine Furcht mehr, denn ich vertraue dem Höchsten; und meine Hoffnung ist auf das Ewige gerichtet und auf nichts Irdisches. Nur das hoffe ich mit Zuversicht, daß Griechenland seine Freiheit behaupten wird. Aber noch viele, viele Opfer werden fallen! Diese Stadt ist ein großer Opferaltar, und das Feuer des Herrn, das auf ihm lodert, wird ihn selbst zu Asche verbrennen."

„„Also werden wir Missolonghi nicht behaupten, es wird in die Hände der Barbaren fallen?""

„Wir stehen auf unterhöltem Boden: diese Wälle, diese Mauern werden einst in Trümmern zusammenstürzen."

In der aufgeregten Stimmung, in welcher sich Heinrich befand, erschien ihm der ehrwürdige Alte, der mit einer so ruhigen Klarheit von der Zukunft sprach, wie ein Bote des Himmels, gesandt, ihm die Räthsel des Schicksals zu enthüllen. Er glaubte sonst nicht an Weissagungen; und doch richtete er an Anastasios Fragen, als wäre er der Priester eines Orakels, oder ein begeisterter Seher. So tief ist der Trieb, in die Zukunft zu blicken, dem Menschen eingepflanzt!

„„O sage mir, was wird Roberts Schicksal seyn? wird er auch als ein Opfer der Freiheit fallen?““

„Ihm ist dieses Loos nicht beschieden.“

„„Wird mir vergönnt seyn, etwas Großes mit vollbringen zu helfen für dein Vaterland?““

„Was du gethan und thun wirst, hat seinen Werth in den Augen Gottes, und ist nicht fruchtlos für mein Vaterland. Aber dein Stolz wird nicht befriedigt werden; und es ist nicht recht, daß du solche Ansprüche machst. Wirke, was du kannst, und überlasse es dem Herrn, darüber zu walten nach seinem Wohlgefallen.“

Heinrich schien durch diese Rede niedergeschlagen zu seyn, und schwieg. Anastasios setzte hinzu:

„Ich habe dich unterbrochen in deinen Gedanken an Gott, und will dich verlassen: damit du sie fortsetzest und die ruhige Ergebung gewinnest, deren du noch ermangelst. Forsche und grüble nicht über die Zukunft, schreibe dem Herrn des Schicksals nichts vor, trachte nicht nach hohen Dingen, sondern wandle demüthig und ergebungsvoll deinen Weg. Der Herr segne dich!“ — Somit ging er.

Unser Freund blieb gedankenvoll stehen, und sann den inhaltschweren Worten des Priesters

nach, welche endlich eine heilsame Wirkung auf seinen Gemüthszustand ausübten. Er gewann im Gebete die frohe, rücksichtlose Ergebung, welche ihm Anastasios gewünscht hatte, und kehrte mit ruhigem Herzen in seine Wohnung zurück, wo ihn bald ein stärkender Schlummer umfing und bis an den späten Morgen auf dem Lager hielt.

Kaum war er aufgestanden und auf den Uebungsplatz gegangen, so brachten die von den Vorposten zurückkehrenden Krieger beunruhigende Gerüchte in die Stadt: Markos Bozzaris habe das türkische Lager bei Nacht überfallen, ein großes Blutbad angerichtet, sei aber mit allen seinen Kriegern umgekommen.

Heinrich hörte dieses mit weit mehr Ruhe, als nach seiner früheren Stimmung zu erwarten gewesen wäre. Es schien, als ob ihn besonders die Vorhersagung des Anastasios, daß Robert nicht umkommen werde, beruhigte. Indessen eilte er selbst zu den Vorposten hinaus, um Nachrichten einzuziehen. Alles, was streifende Krieger und flüchtige Landleute aussagten, stimmte, bei mancherlei Verschiedenheiten, darin zusammen, daß Markos Bozzaris gefallen sei; doch gründete sich keine Aussage auf das Zeugniß solcher, die selbst bei dem Kampfe gegenwärtig gewesen waren. Endlich gegen Abend kamen bestimmtere Nachrich-

ten, welche den von Markos bei Karpenitza unternommenen nächtlichen Ueberfall, seine schwere Verwundung, zugleich aber auch den davon getragenen großen Sieg verkündigten. Heinrich erkundigte sich nach Roberts Schicksal, niemand wollte aber etwas von ihm wissen. Jetzt trieb ihn die Ungeduld hinaus, und in Begleitung seiner schweizer'schen Kampfgenossen und eines der Gegend kundigen Griechen machte er sich auf den Weg den zurückkehrenden Siegern entgegen.

Schon fiel die Nacht ein, als er in die Schluchten des Gebirgs Anakynthos eintrat; aber er setzte trotz aller Beschwerden seinen Weg fort, und erreichte den Zug der Griechen in einem Dorfe am jenseitigen Fuße des Gebirges. Beim Eintritt in dasselbe begegnete ihm der Priester Anastasios.

Du hier, ehrwürdiger Vater? rief ihm Heinrich entgegen.

„Ich mußte meinen geliebten Sohn Markos noch einmal sehen und ihm den Segen geben zu seinem Hinschied.“

„„Also ist es wahr, er ist nicht mehr?““

„Noch lebt er; eile ihn zu sehen, damit du lernest, wie ein christlicher Held stirbt. Ich will dich zu ihm führen.“

„„Und wie steht es um meinen Freund Robert?““

„Er ist verwundet, aber lebt.“

Sie gingen hin, wo Bozzaris auf einer Bahre lag. Er war mit seinem blauen Mantel bedeckt, und schlummerte, das verwundete Haupt mit einem weißen Tuche umwunden, die Stirne mit Blut bedeckt, das edle, männliche Gesicht blaß, aber ruhig. Sie traten, alles Geräusch vermeidend, hinzu; demungeachtet erwachte der leise Schlummernde, blickte um sich, und erkannte Heinrichen, dem er die Hand reichte.

„So finde ich dich wieder, mein edler, großer Freund? Als ein kostbares, unersetzliches Opfer!“

„„Ich habe dem Vaterlande meine Schuld bezahlt, und sterbe zufrieden. Ich empfehle deiner Freundschaft mein Weib und meine Kinder, so lange sie in der Fremde seyn müssen: das Vaterland wird, wenn es befreit ist, sie mit Liebe wieder aufnehmen.““

„Ich schwöre dir, für sie Sorge zu tragen, mehr, als wenn es meine eigene Familie wäre.“

Gott verläßt die Wittwen und Waisen nicht, setzte Anastasios hinzu, und Griechenland wird nicht so undankbar seyn, die Deinigen zu vergessen. In seinem Namen lege ich das Gelübde

ab, daß es dir an ihnen vergelten soll, was du für seine Freiheit gethan hast.

Der sterbende Held schien durch diese Versicherungen sehr beruhigt zu seyn, und blickte heiter.

Du stirbst im frohen Gefühle des Sieges, sagte Heinrich; wohl dir, aber uns bleibt der unersetzliche Verlust!

Euch bleibt der Sieg, erwiederte er, dessen Früchte und die Lehre, die ich euch gebe, dem Vaterlande und Gott getreu zu seyn. Vollendet, was ich begonnen, geht furchtlos dem Feinde entgegen, und schlagt ihn!

Er schwieg erschöpft, und sank in Schlummer zurück. Anastasios nahm Heinrichen bei der Hand, und führte ihn hinweg. Da dieser seinen Freund Robert zu sehen begehrte, so zeigte er ihm den Weg zu ihm.

Der Verwundete lag, in seinen Mantel gehüllt, auf einem Strohlager. Heinrich eilte auf ihn zu, knieete zu ihm nieder, und umfing ihn, indem er sich ängstlich nach der Art und dem Zustande seiner Wunde erkundigte.

Es hat nichts damit zu bedeuten, sagte Robert, schmerzlich lächelnd, als daß ich untüchtig zum Kampfe bin, wenn ich nicht etwa mit dem linken Arme fechten lerne. Der rechte ist für

immer gelähmt; ein Hund von einem Türken hat mir von der Seite einen solchen Hieb auf den Oberarm versetzt, daß Muskeln und Sehnen durchschnitten sind.

„Das ist schlimm! Aber ich danke Gott, daß er dich mir erhalten hat!"

„„Lieber, guter Freund! Um Deinetwillen freue ich mich des Lebens auch, das mir sonst eine Last wäre. Was soll ich nun thun, wenn ich nicht mehr für die Freiheit kämpfen kann?""

„Du sollst Dir selber und der Freundschaft leben. Für ein Herz, wie das Deine, ist das Leben immer noch reich genug. Auch wird es noch für Dich zu thun geben, wenn auch nicht mit dem Arme des Kriegers."

Heinrich suchte nun den Zustand des verwundeten Freundes so viel als möglich zu erleichtern, und trug seinen Kriegern auf, für dessen bequeme Fortschaffung zu sorgen, indem der Zug mit dem anbrechenden Morgen sich nach Missolonghi in Bewegung setzte.

Voran zogen hundert Sulioten, von Athanasios Tuzas befehligt, in ihrer Mitte die Tragbahre, auf welcher Markos Bozzaris lag, und die Siegesbeute, die sie aus dem Kampfe davon getragen. Stumm, ihren Schmerz bezwingend, trugen den schlummernden Helden einige seiner

getreuesten Waffengefährten; aber die in einiger Entfernung folgenden Krieger unterhielten sich laut und lebhaft vom Lobe des schmerzlich betrauerten Lieblings.

„Er ist doch einzig unter allen Männern Suli's und des ganzen Hellas, und seit unsre vaterländischen Berge stehen, erzogen sie keinen, wie diesen, so edel von Gestalt, so gewandt in kriegerischen Uebungen, so kühn und furchtbar in der Schlacht, und so mild und sanft gegen seine Geliebten und Freunde."

„„Ja, ein Held und Sänger zugleich. Lieblich waren seine Lieder, als er noch Hirt war, als er die Reize der blondlockigen Chryse zu den Saiten pries, erhebend und begeisternd, als er, ein Krieger, von den Thaten unsrer Vorfahren und der Hoffnung der Freiheit sang.""

„Immer noch denke ich seines Gesangs, als wir nach fünfzehnjähriger schmerzlicher Verbannung in die Berge von Suli zurückkehrten. Ewig werden diese Töne in meiner Seele wiederklingen. O süße Heimath, traute Berge! nur er konnte euch würdig preisen. Aber seine Lieder verstummten, seit er die geliebte Gattin und seine Kinder von sich lassen mußte; nur vor kurzem, als er gute Nachrichten von ihnen erhalten hatte, nahm er die Lyra zur Hand — es war beim

Wachtfeuer hier im Gebirge, ich befand mich mit Wenigen bei ihm —: Da sang er von der künftigen Rückkehr seiner Lieben in das befreite Vaterland. Aber es war ein wehmüthiges Lied, und nachher sprach er von Leonidas und dessen glorreichem Tode, den er sich wünschte."

„„Immer setzte er sich diesen Tod zum Ziele seines Ruhmes. Schon im vorigen Jahre, als er bei der Quelle Krionero sich dem Heere des Omer Briones und Rutschid Pascha entgegen warf, suchte er den Tod; aber das Schicksal wollte, daß er mit zwei und zwanzigen, worunter auch ich war, davon kam.""

„Ein ruhmvoller, unsterblicher Tag! Aber kühner war doch keine That des Adlers von Suli, als wie er Arta erstürmte! Mit zwei Hundert der Unsrigen warf er sich ins Dorf Marat, und behauptete es gegen 8000 Reiter und 4 Kanonen, bis er von seinem Oheim Nothi mit dreihundert Mann unterstützt, sich wüthend auf die Türken stürzte, und sie bis an die Brücke zurückschlug. Diese war freilich so mit Artillerie gespickt, und wir waren so ermüdet, daß er hier Halt machen mußte. Noch immer sehe ich ihn, wie er im Angesicht der türkischen Batterien auf die Lafette einer eroberten Kanone gelehnt, eines kurzen Schlummers genoß. Aber den andern Tag gings

ans Stürmen. Hui! wie wurden die Batterien erstiegen, Markos immer voran, die Artilleristen niedergestochen, und nun im Handgemenge mit den Türken zugleich in die Stadt eingedrungen. Fluch über die Verräther, die uns zum Rückzug zwangen!“

„„Sonst ein Adler, kühn, in rasch wechselnden Bewegungen auf die Feinde einstürzend, war er vorgestern bei Karpenitza ein Todesengel. Ein ganz eigener Geist schien ihn zu beseelen: er schritt durch das Lager, wie das unabänderliche Schicksal; er kämpfte nicht, er richtete; er verachtete die List, und rief die Türken wach mit der Schreckensstimme: „Wo sind die Pascha's? Die Hellenen greifen die Vorposten an.“ Ich war dabei, wie er den Hago Bessiaris beim Barte faßte, und ihm den Dolch in die Kehle stieß, mit den Worten: “Henker der Sulioten, du entwischest mir nicht!„““

So unterhielten sich die Krieger mit Wiederholung noch mehrere Züge aus dem Leben des gefeierten Helden. Als der Zug an die Brücke von Lysimachia kam, verbreitete sich der Ruf unter der Schaar: Er stirbt! Er war in eine Ohnmacht gefallen, sein Athem stockte, und man glaubte, er habe den Geist aufgegeben. Da verstummten für einen Augenblick Alle; mancher

der eisernen Krieger schluchzte, mancher wischte sich eine Thräne ab. Dann machte sich der Schmerz in Klagen Luft.

„O weh! die Blume der Helden von Suli ist gefallen. Trauert ihr heimischen Berge, ihr Thäler! Er kehrt nicht wieder zu euch, er führt uns nicht wieder zu euch! Unsre Hoffnung ist dahin: nur er konnte uns die Heimath wieder erkämpfen!“

„„Ach! konnte der fallen, der uns so oft zum Siege führte? Dem der Tod voranging, wenn er in die Reihen der Feinde drang, konnte er selbst ein Raub desselben werden?““

„„„Die Blume der Helden ist gefallen! Der Tapferste, der Unerschrockenste, der Edelste ist nicht mehr! Traure Hellas! wer soll dir die Freiheit wieder erkämpfen?“““

„„„„Trauret nicht, ihr Krieger! Zeigt euren Schmerz nicht in Thränen, sondern in Thaten der Rache! Sollen die Ungläubigen triumphiren über unsre Klagen? Nein! sie sollen zittern vor der Wuth unsrer Rache; tausend Todesopfer sollen sein Blut sühnen!““““

So erschallten die Thäler des Anakynthos von tausendstimmigen Klagen. Als man aber an die Quelle Krionero kam, wo Markos im vorigen Jahre, ehe er die beiden Paschas angriff, mit

seinen Palikaren den Bund der Vlamia oder Brüderschaft geschlossen hatte, schlug der für todt Gehaltene wieder die Augen auf, und sagte zu seinen trauernden Kampfgenossen, die sich um seine Bahre stellten: „Freunde, Geliebte, klaget nicht! Ich sterbe gern, da das Vaterland frei ist. Wollt ihr mein Andenken ehren, so ahmet mein Beispiel nach. Bedenket, daß ein Volk seine Ketten nicht bricht und seine Freiheit nicht erkämpft ohne das Opfer vieler seiner Kinder....“ Mit diesen Worten hauchte er seine schöne Seele aus.

Aber nun erst ergriff der Schmerz mit seiner ganzen Gewalt die verwaisten Krieger; denn nun war der kostbare Verlust entschieden. Der Wiederhall des Gebirges wiederholte tausendfältig ihre Klagen, und trug sie bis zu den sumpfigen Gestaden vor Missolonghi.

Von da kam dem Trauerzuge entgegen der Eparch Constantin Metaxas mit den angesehensten Einwohnern der Stadt, und nahm die theure Leiche in Empfang, welcher eine würdige Todtenfeier bereitet werden sollte.

Unsres Freundes Aufmerksamkeit theilte sich auf dem Zuge in die Trauer um den auch von ihm so sehr geliebten Helden und die Sorge für seinen verwundeten Freund, in dessen Nähe er sich meistens aufhielt. Die Augenblicke, die er

ihm entziehen zu können meinte, benutzte er dazu, sich von einem der Krieger, der dabei gewesen war, von dem durch Markos Bozzaris ausgeführten Ueberfalle und dem Antheil, den Robert daran gehabt hatte, unterrichten zu lassen. Was er davon erfuhr, steigerte noch mehr die Bewunderung, die er für den gefallenen Helden hegte. Welche Kühnheit, Kaltblütigkeit und Todesverachtung, welche wahre Heldenbegeisterung und hingebende Vaterlandsliebe hatte er bewiesen! Um wie viel größer erschien der Verlust, den das Vaterland in seinem Falle beweinte! Sehr freute es unsern Freund zu vernehmen, daß Robert ebenfalls eine ungemeine Tapferkeit bewiesen hatte. Zwar war ihm das Loos gefallen beim Hinterhalte zu bleiben; dieser hatte aber die Niederlage des Feindes vollendet.

Bei der Ankunft in die Stadt war es die erste Sorge Heinrichs für den verwundeten Freund, bei dem sich das Wundfieber mit Heftigkeit einzustellen anfing, die Hülfe des ziemlich geschickten Wundarztes, der sich unter den Philhellenen befand, zu suchen, und für die nöthige Pflege und Bequemlichkeit zu sorgen. Er entfernte sich wenig vom Krankenlager, und nahm daher keinen unmittelbaren Antheil an Markos Bozzaris Todtenfeier. Das Geläute der Glocken und der Don-

ner der Kanonen erreichten aber sein Ohr im Zimmer, und weckten seine Thränen um das vielbeweinte Opfer. Als Robert soweit hergestellt war, daß er der Pflege des Freundes nicht mehr so sehr bedurfte, begab sich Heinrich oft zu dem Grabhügel, den man dem Helden am Gestade des Meeres errichtet hatte, und brachte ihm das Opfer seiner Trauer dar. Eines seiner ersten Geschäfte war auch, für die Hinterlassenen zu sorgen, wobei ihm der Priester Anastasios behülflich war; aber auf mehrere ihrer Briefe, die sie nach Ancona, dem angeblichen Aufenthaltsorte der Wittwe, richteten, erfolgte keine Antwort, indem sie entweder verloren gegangen oder nicht in die rechten Hände gekommen waren.

Fünftes Kapitel.

Der vom gefallenen Helden gegen das türkische Heer geführte Schlag hatte die Missolonghi drohende Gefahr für einige Zeit abgewendet. Aber die Feinde hatten bald Verstärkung erhalten, die auf dem Berge Amphryssos verschanzten Griechen angegriffen, und nachdem sie von diesen zurückgeschlagen worden, mit Hülfe von Verräthern, welche ihnen die nur den Hirten der Gegend bekannten Pfade wiesen, deren Stellung umgangen, so daß sie sich nur mit genauer Noth flüchten konnten. Eben so mußten sich die Griechen, welche die Brücke von Tatarcina vertheidigten, zurückziehen. Und so rückten die vereinten Heere von Mustapha Pascha und Omer Briones in das Gebirg Anakynthos vor, und besetzten das Gestade zwischen Anatoliko und Missolonghi, indem sie Alles auf ihrem Zuge verheerten. Zu gleicher Zeit blokirte ein algierisches Geschwader die ganze Küste von Aetolien, so daß die eingeschlossenen Plätze von aller Zufuhr abgeschnitten wurden.

Die Lage der umzingelten Griechen war um so mißlicher, als Konstantin Bozzaris, der an seines Bruders Stelle getretten war, vergebens aus dem Peloponnes Hülfe suchte. Den Belagerern eine Schlacht zu liefern, fühlte er sich zu schwach. Heinrich hatte noch den Kummer, daß Roberts Genesung sehr langsam von Statten ging. Die Wunde war geheilt, aber ein hartnäckiges Fieber hielt ihn immer noch auf dem Krankenlager. Erfreulich war für die Belagerten und besonders für unsern Freund, um seines Pfleglings Agathokles willen, die Nachricht, daß dessen Oheim, Andreas Hyskos, hinter dem Rücken des Feindes einen Transport griechischer Gefangenen befreit hatte. Der junge Hyskos jubelte vor Freuden, als er dieses hörte, und der Stolz des kindlichen Herzens sprach sich auf eine rührende Weise aus. Ueberhaupt litten die Türken manchen Verlust durch die Ueberfälle der in ihrem Rücken wieder im Aufstande begriffenen Gebirgsbewohner.

Endlich kam auch die Zeit, wo Constantin Bozzaris einen Schlag ausführen konnte. Die Türken hatten den Plan entworfen, sich Anatolika's zu bemächtigen, dessen Besitz sie in Stand gesetzt haben würde, Missolonghi näher einzuschließen. Sie sandten nach Prevesa, von daher Barken kommen zu lassen, auf welchen sie eine

Landung unternehmen wollten; und um diesen Plan zu verbergen, stellten sie sich, als gingen sie mit einem Sturm auf Missolonghi um, gegen welches sie einen starken Vortrab vorschoben. Aber Konstantin errieth diesen Plan, und beschloß den Feind durch einen Ausfall aus seiner Stellung zu vertreiben.

Es war in der Nacht vom 5. auf den 6. November, als dieser Ausfall unternommen wurde, zu welchem auch unser Freund zu seiner großen Freude mit berufen wurde. Agathokles, der davon hörte, bestand darauf, Heinrichen als Diener und Waffenträger begleiten zu wollen. Denn die Griechen pflegen dergleichen mit in den Kampf zu nehmen. Aber Heinrich fand die Begleitung des Knaben eben so überflüßig, als für ihn gefährlich, und lehnte sein Anerbieten auf das bestimmteste ab. Agathokles aber war ihm ungesehen bis vor das Thor gefolgt, und erschien an seiner Seite, als es zu spät war, ihn zurückzuschicken.

„Agathokles, was willst du hier? Du bist ungehorsam, denn ich habe es dir verboten, und vorwitzig, denn du kannst uns nichts nützen."

„„O mein Vater, zürne nicht! Ich kann nicht, fern von dir, dich in der Gefahr wissen; die Angst würde mich tödten. Und kann ich nicht den Säbel schwingen und mit der Pistole meinen

Mann treffen? (Er hatte sich beide Waffen zu verschaffen gewußt.) Ich will dir den Rücken decken, und über dich wachen.""

„Lieber, braver Knabe! Es sei denn; aber halte dich hinter mir und sei vorsichtig! Ueberlasse uns Männern den Kampf, und spare dich dem Vaterlande, bis du auch Mann bist."

„„Sorge nicht! Ich will dir wie dein Schatten folgen.""

Der Kampf war heiß und blutig. Die ganze Mannschaft, mit welcher Konstantin den Ausfall machte, zählte nur 800; aber es waren alles entschlossene, erprobte Krieger. Man theilte sich in zwei Haufen. Der eine schlich sich an die Missolonghi zunächst stehenden Vorposten heran, erdolchte sie in der Stille, und stürzte dann ins Lager der sich ruhig dem Schlafe überlassenden Feinde, während der andere die Stellung umging und von der Seite angriff. In der Mitte des Lagers trafen beide, von Zelt zu Zelt würgend, zusammen und warfen die vom hintern Theile des Lagers in ordnungslosem Getümmel andringenden Schaaren zurück. Die Türken fochten verzweiflungsvoll, und der Kampf war in der Dunkelheit ungewiß, indem sich oft Freunde mit Feinden mischten. Heinrich mit seinen Schweizern traf auf einen Bey, der mit ungefähr zehn Türken

hinter einer Sanddüne Stand gefaßt hatte und den Vortheil des Bodens geschickt benutzend, sich wie ein Löwe vertheidigte. Unser Freund sah kein anderes Mittel, ihn von da zu vertreiben, als wenn er ihm in den Rücken käme. Er führte daher seine Mannschaft seitwärts; aber auch die Türken veränderten ihre Stellung, und kamen ihm in die Seite. Schon hatte der Bey seinen Sichel-Säbel gegen ihn geschwungen, um ihm den Kopf abzuschneiden; er kam ihm zwar zuvor, und stieß ihm seinen Degen in die Brust, aber in dem gleichen Augenblicke führte ein Anderer einen mörderischen Hieb gegen ihn, dem er nicht hätte ausweichen können. Da drückte Agathokles, es gewahrend, seine Pistole auf den Türken los, und jagte ihm die Kugel durch den Kopf. Sieh, Henrikos, ich habe dich gerettet! rief der Knabe triumphirend; aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er unter dem Säbelhiebe eines von hinten kommenden Türken, wie eine Blume unter der Sense des Mähers, niedersank. Mein Agathokles! rief Heinrich, indem er dem Türken den Arm vom Rumpfe hieb; zugleich aber sandte einer der fliehenden Feinde eine Kugel in seinen Rücken, die ihn auf die Leiche des Jünglings hinstreckte.

Die schweizerischen Krieger hoben jammernd die beiden Gefallenen auf, legten sie auf eine

aus einem türkischen Zelte gebildete Tragbahre, und schlossen sich an den Rückzug der Griechen an, in deren Siegesjubel sie nicht einstimmen konnten. Indessen bemerkten sie bald noch Zeichen des Lebens an ihrem Landsmann, und faßten wieder Hoffnung. Noch ehe sie in die Stadt kamen, kehrte Heinrichen das Bewußtseyn zurück, und er rief: Wo ist Agathokles? ist seine Wunde tödtlich? Aber gleich sank er wieder bewußtlos zurück. Als man nach Hause kam, entfernte man die Leiche des Knaben, damit sie ihm nicht zu Gesichte käme; und als er wieder erwachte, und sogleich wieder nach dem Liebling fragte, suchte man ihn durch das Vorgeben zu beruhigen, der Knabe sei nur schwer verwundet, und gebe noch Hoffnung. Aber der junge Heldensprößling hatte längst seine schöne Seele ausgehaucht. Ein beweinenswerthes, liebliches Opfer, eine vom Hagel geknickte volle Blüthenknospe, die auf der Erde keine Frucht tragen sollte! Ganz Missolonghi beweinte den Knaben, und der Todtenmesse, welche ihm der Priester Anastasios hielt, wohnten Viele, auch die Edelsten, mit tiefer Rührung bei.

Heinrichs Wunde war nicht lebensgefährlich, die Heilung aber schwierig, so lange es dem Wundarzte nicht gelang die durch die rechte Schulter tief eingedrungene Kugel herauszuziehen. Das

Wundfieber wurde durch die Sorge des Kranken um seinen geliebten Zögling auf eine gefährliche Weise genährt; und als endlich die chirurgische Operation vollkommen gelungen und die Genesung zu hoffen war, warf den Kranken die Nachricht (die man ihm nun nicht länger vorenthalten konnte), daß sein geliebter Agathokles nicht mehr sei, so sehr zu Boden, daß das Fieber sich bedeutend verschlimmerte.

So waren beide Freunde die Beute der Krankheit. Aber auch in der Stadt, deren sumpfige Lage höchst ungesund ist, herrschte ein bösartiges Fieber; zum Glück war dies auch im Lager der Feinde der Fall, welche überdieß von den Ueberschwemmungen des Achelous litten, und denen das algierische Geschwader die Pest mitgebracht hatte. Dadurch wurde Missolonghi gerettet. Die türkischen Feldherren hoben die Belagerung auf, nachdem sie vorher die Gegend verwüstet und tausende von Oelbäumen, welche die Abhänge des Anakynthos zierten, hatten niederhauen lassen. Nun erschien auch Maurokordatos, der zum Befehlshaber des westlichen Griechenlands ernannt worden in Missolonghi und brachte der entsetzten Stadt Zufuhr und Hülfe. Noch erfreulicher war Lord Byrons Ankunft, welche versprach, Missolonghi zum Mittelpunkt des griechischen Freiheits-

kampfes zu machen. Er hatte große Geldmittel mitgebracht, und bemühete sich nicht nur der Fortsetzung des Krieges einen kräftigern Schwung zu geben, sondern auch die innern Angelegenheiten besser zu ordnen. Es wurde eine Zeitung unternommen, durch welche auf die Belebung des öffentlichen Geistes gewirckt werden sollte. Wie viel Gelegenheit und Aufmunterung würden unsre beiden Freunde erhalten haben, mit Schwert und Feder für die Sache der Freiheit zu wirken, wenn nicht der Zustand ihrer Gesundheit sie zu Allem untüchtig gemacht hätte. Nicht einmal die Bekanntschaft des berühmten Engländers zu machen war ihnen vergönnt, da auch er bald zu kränkeln anfing. Gegen den Frühling hin, drang der Arzt darauf, daß sie Missolonghi verlassen und sich nach einer der sieben Inseln begeben sollten, um dort in einer gesunderen Luft ihre Genesung zu vollenden. Beide aber zauderten, bis endlich im Anfang des Monats April ein Brief von Heinrichs Oheim anlangte.

„Lieber Heinrich! Du bist gefährlich verwundet worden, und ein böses Fieber ist die Folge deiner Wunde. Deine Mutter und Geschwister ängstigen sich um Dich, und ich, der ich sonst alle Gefahren, die Dich umgeben haben, gering geachtet, bin auch voll Sorge. Ich denke,

Du hast Griechenland den Zoll deiner Liebe bezahlt, und bist nun quitt. Es wäre nicht nur ein übertriebener, thörichter Eifer, Dich um seinetwillen einer zehrenden Krankheit hinzugeben, womit Du ihm nichts helfen kannst, sondern auch eine entschiedene Verletzung der Pflichten gegen Deine Familie und Dein Vaterland. Ich glaube daher im Namen der Deinigen und Deines verstorbenen Vaters und im Namen Deines Vaterlandes Deine Rückkehr fodern zu können; und ich fodre sie mit einer solchen Bestimmtheit, daß ich Dir erkläre, daß, wenn Du mir nicht Folge leistest, Du nicht hoffen darfst, je meinen Zorn zu versöhnen. Ich habe Dir deine übereilte Abreise nach Griechenland verziehen; rechne aber nicht auf meine Nachsicht in diesem Punkte. Komme ja, lieber Heinrich! Es ist nun endlich Zeit, daß wir Dich in der Mitte unsrer Familie besitzen, und daß Du mir die noch übrige Zeit meines Lebens verschönern hilfst. Wir sehnen uns alle recht nach Dir. Du weißt, Du warest immer mein Liebling, und hast auch durch die Richtung, die Du in deiner Bildung und Gesinnung genommen, meine Vorliebe für Dich gerechtfertigt. Aber nun will ich Dich auch um mich haben und mich Deiner freuen. Also komme zurück! Ich befehle es Dir, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich. Deine

Landsleute und Waffengefährten mögen so lange bleiben, als sie Lust haben: ich werde fortfahren für sie zu sorgen. Auch will ich gern noch ein Paar Philhellenen, die es bedürfen und die Du dessen würdig achtest, unterstützen. Dieß sei Dir ein kleiner Ersatz für die Entsagung, die ich allerdings für nicht gering halte, daß du selbst nichts mehr für Dein geliebtes Griechenland thun sollst. Komm, lieber Heinrich, eile in die Arme Deines Dich sehnlich erwartenden Oheims."

Von der Mutter lag folgendes Schreiben bei.

„Bisher, lieber Sohn, habe ich die Sorge, die ich um Dich getragen, aus Liebe zu Deinem Oheim, der darin eine verwerfliche Schwäche sah, mit Hülfe des Gebetes überwunden und unterdrückt. Nun aber, da ich höre, daß Du verwundet und krank bist, und alle, selbst auch der Oheim, besorgt zu werden anfangen, kann ich meiner Aengstlichkeit nicht mehr Meister werden, und habe keine Ruhe. Der Schlaf flieht mich, und wenn er die müden Augenlieder schließt, so quälen mich ängstliche Träume, die mir Dein abgezehrtes, todtenbleiches Bild vor Augen stellen. O lieber Sohn! gehorche der flehenden Stimme Deiner Mutter, und erfreue mich bald mit der Nachricht, daß Du abgereist und auf dem Wege nach der Heimath bist! Vermag meine

Stimme aber nichts, was ich doch nicht fürchte, da Du immer ein zärtlicher Sohn warest; so wisse, daß der Oheim nie in Absicht auf Dich eine bestimmtere Willensmeinung, als dieß Mal, gehabt hat, und daß er an Deinen Ungehorsam den Verlust seiner väterlichen Liebe und Fürsorge knüpft. Ich brauche Dir nicht erst zu Gemüthe zu führen, wie viel Du ihm schuldig bist, und daß es eine unverzeihliche Undankbarkeit wäre, seinem Wunsche nicht Folge zu leisten. Hoffentlich hat die Liebe für die Griechen nicht so sehr alle andern Gefühle in deinem Herzen unterdrückt, daß Du gegen die Stimme der Dankbarkeit taub seyn solltest. Das will ich gar nicht in Anschlag bringen, daß Dein künftiges Lebensglück davon abhängt, den Oheim bei Güte zu erhalten; denn ich kenne Dich als uneigennützig und nur allzu wenig für Dich selbst besorgt. Aber bedenke, welcher Lebensfreude Du den guten Oheim berauben würdest, wenn Du mit ihm brächest, und das verachtetest, was er für dich ferner zu thun geneigt ist.

Wir haben erfahren, daß Du für ein edles und vortreffliches Mädchen eine Neigung gefaßt und auch ihre Liebe gewonnen hast; und Du glaubst nicht, wie sehr wir uns dessen freuen, welche wonnevollen Hoffnungen besonders das Herz

Deiner Mutter erfüllen. O mein Heinrich! wenn ich das erlebte, eine solche Schwiegertochter, das geliebte Weib meines heißgeliebten Sohnes, in meine Arme schließen zu dürfen, und an meiner Seite zu haben! Wir wissen Alles, und kennen auch die Schwierigkeiten, welche nach Deiner Ansicht dieser Verbindung im Wege stehen. Aber du darfst gewiß hoffen, lieber Sohn! Cölestine wird die Deinige werden. Wird Dich das nicht nach der Heimath ziehen? Doch ich will der Kraft der kindlichen Liebe schon allein vertrauen, und keine fremden Beweggründe zu Hülfe nehmen. Du wirst kommen, an dieß Herz eilen, das so ängstlich für Dich schlägt, und es mit einer Freude erfüllen, welche jede andere, die es schon erfahren hat und noch erfahren kann, übertreffen wird. Ich strecke meine Mutter-Arme nach Dir aus, mein geliebter Sohn! O eile und komme!"

Heinrich war überrascht, zu sehen, daß die Seinigen so genau von seinem Befinden unterrichtet waren. Er hatte ihnen zwar durch den Wundarzt Nachricht geben lassen, aber ihn gebeten, seine Verwundung als unbedeutend und seine Herstellung als gewiß zu schildern, was dieser auch gethan hatte; und sobald er selbst im Stande war zu schreiben, hatte er sich für so gut als ganz genesen ausgegeben. Uebrigens konnte

er auf diese Briefe kaum schon Antwort haben, und das Datum, unter welchem Oheim und Mutter geschrieben, war älter. Aus dem beiliegenden Briefe Dietrichs ersah er, daß einer seiner Waffengefährten gleich nach seiner Verwundung nach Hause geschrieben und dieß ihm, als er später das Verbot gegeben, nichts davon zu melden, verschwiegen, ja, dessen ungeachtet sogar von dem ihn fortwährend danieder haltenden Fieber Nachricht gegeben hatte. Er war auf diesen Menschen ungehalten; als er ihm aber deßwegen Vorwürfe machte, erfuhr er, daß die Mutter, vorsehend, der Sohn würde aus Liebe zu ihr und aus Eifer für die Sache, der er diente, ihr nicht alles Widrige, was ihn betreffen könnte, genau und bestimmt melden, ihn dazu verpflichtet hatte, ihr so oft als möglich und ohne allen Rückhalt Nachricht zu geben: und dieß entwaffnete seinen Unwillen gänzlich.

Dietrich schrieb in demselben Sinne, wie Oheim und Mutter, und drang ebenfalls darauf, daß Heinrich zurückkehren sollte, indem er ihm besonders die Pflicht, die er gegen das Vaterland habe, sich ihm zu erhalten, zu Gemüthe führte. Folgendes in dessen Briefe nahm Heinrichs Aufmerksamkeit nicht wenig in Anspruch.

— „Euphrosyne hatte mich gleich nach deiner Abreise von deinem Verhältnisse zu Cölestine in Kenntniß gesetzt, und mich beauftragt, dieser alle Nachrichten, die wir von dir erhalten würden, mitzutheilen. Seit dem ersten Briefe nun, den wir von dir aus Missolonghi erhielten, habe ich mit ihr im Briefwechsel gestanden, und dadurch in ihr ein seltenes, hochgesinntes weibliches Wesen kennen gelernt, das dich mit einer, fast möchte ich sagen, männlichen, über alle weibische, weichliche Empfindsamkeit erhabenen, auf reine Achtung und Seelenübereinstimmung gegründeten Liebe liebt. Frei von aller weibischen Furcht, bedauerte sie dich, daß du so wenig Gelegenheit hattest, für die Griechen dein Schwert zu ziehen, und achtete nicht der Gefahr, welcher du entgegengegangen seyn würdest, wenn dich Markos Bozzaris mit genommen hätte. Als sie aber deine Verwundung erfuhr, da war ihre Ruhe dahin, und sie schrieb mir seitdem öfter, fragend, ob wir keine weitere Nachricht erhalten hätten. Sie beklagte es, daß du unter diesen Umständen nicht der besten Pflege genießen könntest, und in jedem Falle der zarten Sorge entbehrtest, welche nur eine Mutter oder Schwester gewähren könnte. „So lange ich ihn gesund wußte, schrieb sie, vertraute ich seiner Tapferkeit, und fürchtete

keine Gefahr; ihn aber leidend zu wissen, hingegeben den oft heimtückischen Folgen einer Wunde, ist meinem Herzen unerträglich. Wäre ich ein Mann, nichts sollte mich abhalten, zu ihm zu eilen; doch dieß ist ja thöricht zu denken, denn dann könnte ich ihm nicht so helfen. O sorgen Sie ja, daß ihm nichts abgeht!“ Die spätere Nachricht, daß deine Wunde ein böses Fieber nach sich gezogen, habe ich ihr zugleich mit der beruhigendenden Kunde, daß du zurückgerufen werdest, mitgetheilt; sonst hätte ich es nicht gewagt, weil sie sich zu sehr geängstigt haben würde.“

„Wie sehr deine Mutter durch die Nachricht von deiner Verwundung beunruhigt war, kannst du dir wohl denken, und sie trug gleich darauf an, daß du zurückgerufen werden solltest. Aber der Oheim stellte ihr entgegen, daß man mit einer Wunde nicht reisen könnte, und meinte, man müßte erst noch einen Brief abwarten. Würde deine gänzliche Wiederherstellung gemeldet, so könnte man dich noch dort lassen; im Fall es aber eine schlimmere Wendung nähme, müßte man dich abrufen. Und kaum war der zweite Brief eingelaufen, so wurde auch der Beschluß gefaßt, der dir nun mitgetheilt wird, und dem du hoffentlich Folge leisten wirst.“

„Ich bewundere Dich, lieber Heinrich, daß Du mit der Liebe zu einem solchen Mädchen im Herzen nach Griechenland gehen konntest, obschon ich sie noch mehr bewundere, weil eine solche Stärke in weiblichen Herzen selten ist. Aber wenn Du jetzt nicht zurückkehrst, so muß ich denken, daß Du ein Herz von Stein im Busen trägst. Die stärksten Bande aller Art ziehen Dich nach der Heimath zurück, Bande, welche keine andere Liebe und Begeisterung überwiegen darf. Was kannst Du, mit einem solchen Mädchen vereinigt, für deine künftige Familie, für die Deinigen, für dein Vaterland seyn! Welche Nahrung wird in diesem edlen weiblichen Herzen das Deinige für alle edlen Gesinnungen und Bestrebungen finden! Glaube mir, einem hochbeglückten Gatten: in keinem Verhältnisse vereinigen sich so sehr, wie in einer glücklichen Ehe, die Bedingungen, sich selbst und Andern zu leben, den Kreis des Daseyns nach allen Seiten hin auszufüllen und im vollen Sinne des Wortes zu leben. O wärest Du doch erst dahin gekommen, daß Du das Bedürfniß fühltest, deine Liebe, anstatt sie in die Weite schweifen zu lassen, auf Einen Punkt zusammenzudrängen, und weniger der Ausdehnung und dem in die Augen fallenden Scheine

nach, aber desto mehr dem innern Gehalte nach zu seyn und zu wirken!“

Heinrich gab diese Briefe seinem Freunde Robert zu lesen, und fragte ihn, was er dazu sagte.

„Ich weiß nichts zu sagen, als daß du diesen dringenden Wünschen, diesem bestimmten Befehle Folge leisten mußt.“

„„Es ist mir aber unerträglich, Griechenland zu verlassen, ohne etwas Bedeutendes für dessen Befreiung gethan zu haben.““

„Du hast doch Missolonghi mit entsetzen helfen.“

„„Aber ist dadurch der Kampf entschieden? Werden die Türken es nicht von neuem bedrohen? Wird es den Griechen nicht künftig noch immer um tapfere Arme und begeisterte Herzen Noth thun?““

„Ich finde dein Loos noch immer besser, als das meine. Dich rufen die Deinigen, Dich ruft die Pflicht zurück, und Du findest eine Heimath, die Deiner bedarf. Mich ruft nichts zurück, und ich werde doch auch Griechenland verlassen müssen.“

„„Du wolltest mit mir gehen?““

„Was soll ich hier? Zum Fechten bin ich untauglich, meine Gesundheit ist geschwächt; und würde diese auch wieder hergestellt, so weiß ich

nicht, ob ich Griechenland mit einer friedlichen Thätigkeit nützen könnte, ob sich dafür überhaupt eine Stelle finden würde. Die Griechen sind gegen Fremde mißtrauisch."

Heinrich fand sich nicht veranlaßt, diese Ansicht seines Freundes zu bestreiten; und vielleicht war dabei Eigennutz im Spiele; denn es gereichte ihm zur Beruhigung, Griechenland, wenn er es verlassen müßte, in Roberts Gesellschaft zu verlassen.

Die Liebe zu seiner Mutter und den Seinigen vereinigte sich mit der Neigung zu Cölestine in dem Herzen unsres Freundes zu einem mächtigen Beweggrunde, nach Hause zurückzukehren; und doch fühlte er sich noch gegen Griechenland verpflichtet, so daß es ihm als Untreue gegen dessen heilige Sache erschien, es schon so bald zu verlassen. Er bedurfte gleichsam einer Lossprechung von der übernommenen Verpflichtung, und suchte sie aus dem Munde des Priesters Anastasios, den er gleichsam als den geweiheten Stellvertreter Griechenlands ansah, und der ihm seit der mit ihm gemachten Bekanntschaft manchen Trost ertheilt hatte.

„Ehrwürdiger Vater! Was räthst Du mir? Meine Mutter und, der Vaterstelle an mir vertritt, mein Oheim haben vernommen, daß ich

an den Folgen meiner Wunden kränkele, und fodern mich auf, Griechenland zu verlassen."

„„Du sollst Vater und Mutter ehren, sagt das göttliche Gebot: wie kannst Du noch unschlüssig seyn zu gehorchen?""

„Aber ist es nicht eine zu weit getriebene Aengstlichkeit, die ihnen diesen Befehl eingibt? Könnte ich nicht durch eine Orts- und Luftveränderung meine Gesundheit wiederherstellen, und dann wieder hieher zurückkehren?"

„„Der wahre Gehorsam vernünftelt nicht.""

„Ich bin aber kein Kind mehr, das unbedingt gehorchen muß."

„„Das göttliche Gebot unterscheidet nicht zwischen bedingtem und unbedingtem Gehorsam, und Eltern bleiben Eltern, auch wenn die Kinder erwachsen sind. Haben die Deinigen es Dir freigestellt, ihnen zu gehorchen oder nicht?""

„Nein! der Befehl des Oheims ist so bestimmt, wie immer möglich, und er droht mir im Falle des Ungehorsams mit dem Verluste seiner Liebe."

„„Somit hast Du keine Wahl, und mußt Folge leisten.""

„Aber Du kennst meine Liebe und Theilnahme für Dein Vaterland, und kannst Dir also denken, wie schwer es mir wird, es im unentschiedenen Kampfe zu verlassen. Ist es nicht treulos,

einen Freund in der Noth zu verlassen? und Griechenland ist mir mehr, als ein Freund.“

„„Ist es Dir auch mehr, als Vater und Mutter, mehr als dein eigenes Vaterland? O Henrikos! ich liebe und schätze Dich, weiß auch das zu schätzen, was Du noch für mein Volk thun könntest; aber ich warne Dich: nimm Dich in Acht, daß nicht der Stolz sich in die Gestalt Deiner Liebe für Griechenland kleidet, und Dein Herz verführt!““

„Nein ehrwürdiger Vater! Du thust mir Unrecht. Und wenn es ewig im Dunkel bliebe, was ich noch für die Sache der Freiheit zu thun wünsche, ich würde es doch gern thun.“

„„Nun, ich will es glauben; es ist das Gefühl der Unbefriedigung, das Dir die Abreise so schwer macht; Du lässest ein Werk unvollendet, an dem Du zu arbeiten angefangen. Aber, lieber Freund! dieses Werk werden nicht Menschen vollenden, sondern allein Gott. Du hast ihm mit reinem Eifer Deinen Arm als Werkzeug geboten; aber jetzt will er, daß Du ihn anderswohin wendest, und entbindet Dich von der übernommenen Verpflichtung. Ziehe hin in Frieden! Gott segne Dich für das, was Du für mein Vaterland gethan, und segne Dein Wirken für das Deine!

Eile, mein Sohn, deine Pflicht als Sohn zu erfüllen, und Gott geleite Dich!““

Heinrich war nicht von allem, was Anastasios gesagt hatte, überzeugt: besonders schien ihm seine Ansicht vom unbedingten kindlichen Gehorsam mit Recht zu streng zu seyn; indessen beruhigte es ihn, daß er ihn von aller Verpflichtung gegen Griechenland lossprach, obschon es seinem Herzen wehe that, sich sobald von der Sache desselben lossagen zu müssen. Er faßte daher den Entschluß, nächstens abzureisen, und schrieb den Seinigen, daß er ihrem Wunsche und Befehle Folge leisten werde.

Sechstes Kapitel.

Vor seiner Abreise hatte unser Freund noch die wehmüthige Genugthuung, den Vater des jungen Agathokles, Georg Hyskos, zu sprechen, der schon früher nach Missolonghi gekommen war, um das Grab seines viel beweinten Sohnes zu besuchen, es aber vermieden hatte, Heinrichen zu sehen, um nicht durch die Aufregung des Schmerzes seine Genesung zu stören. Jetzt aber, da Heinrichs Abreise bevorstand, und er wiederum in Missolonghi anwesend war, konnte er nicht umhin, ihn aufzusuchen. Anastasios führte ihn ein.

Georg reichte ihm stumm, mit Thränen in den Augen, die Hand, und drückte ihm die seinige heftig. Ich danke dir, sagte er endlich, edler Franke, für die Liebe, die du meinem Kinde bewiesen hast. Gott vergelte es dir!

„Es war eine unheilsvolle Verbindung, in die er mit mir trat. Ich bin die Veranlassung seines Todes geworden, und mache mir deßhalb Vorwürfe. Doch es war mein Wille nicht, daß er mich begleitete; ich hatte es ihm verboten.“

„„Ich weiß alles! du hast keine Schuld. Ich sollte dem Knaben zürnen, daß er so ungehorsam

war; allein den seligen Todten zürnt man nicht, und mich freut der Heldengeist, der das junge Herz beseelte. Wir Griechen wissen so etwas zu schätzen! Der Tod des Knaben war schön, schöner, als ein ruhmloses Leben: er lebt in den Liedern seiner Stammgenossen, und wird so lange leben, als sie Tapferkeit und Heldensinn zu schätzen wissen. Es ist eine schmerzliche, aber doch süße Freude für mein Vaterherz, wenn ich in den heimischen Gebirgen aus dem Munde der Hirtenknaben das Lied erschallen höre, das man auf ihn gedichtet hat.""

„O sage mir dieses Lied! Es wird auch mich trösten!"

„„Agathokles Hyskos ist gefallen,
Gemäht vom krummen Türkenschwert.
Ein zarter Knabe war er noch,
Zwölf Sommer nur hatt' er gesehen.
Beweinet ihn Agraphas Knaben!
Er führt euch nicht dereinst zum Siege,
Als Erbe väterlichen Ruhms.
Betrauert ihn, Agraphas Mädchen!
Für ihn trägt keine je den Kranz,
Die Schönste für den schönsten Jüngling.
Früh ist er, ach! zu früh gefallen,
Gemäht vom krummen Türkenschwert.

Agathokles Hyskos ist gefallen,
Mit Männern kämpfend, wie ein Mann.

Ihn trieb der Liebe Heldengeist,
Dem Freunde war er Lebensretter.
Beneidet ihn, Agrapha's Knaben!
Als Kind gewann er schon den Ruhm,
Den ihr als Männer sollt gewinnen.
Bewundert ihn, Agraphas Mädchen!
Und flechtet ihm den Lorbeerkranz,
Den unverwelklich grünenden!
Früh ist er, ach! zu früh gefallen,
Doch ruhmvoll, kämpfend wie ein Mann.

So singt man, und ich höre es mit Thränen süßer Wehmuth.““

„Heil dir, daß du so männlich fühlst, und Heil dem Volke, in welchem solche Gesinnung herrscht: es ist der Freiheit würdig, und wird sie zu erkämpfen wissen. — Aber was hätte der edle Knabe als Mann für sein Vaterland seyn können! Ein siegreicher Führer im Kriege, ein würdiges Oberhaupt im Frieden! Ich kann nicht anders, ich muß ihn beklagen, daß er seine Bestimmung nicht erfüllte; ich beklage ihn, wie die Knospe, welche der Hagel knickt, wie so manche junge Menschenpflanze, welche die Sense des Todes mähet, und finde darin eine der vielen Zweckwidrigkeiten, welche unser Gefühl verletzen und unsern Frieden stören.“

Wohl dürfen wir, fiel Anastasios ein, das frühzeitige Opfer beklagen, und dir zumal ziemt

die Trauer, da er aus Liebe zu dir gefallen ist. Aber du sprichst fast so, als wenn du den Schöpfer anklagen wolltest, daß er so frühe wieder in den Staub zurückruft, was er geschaffen. Darf auch die Scherbe mit dem Töpfer murren, wenn er sie, kaum gebildet, wieder zerbricht? Beten wir an im Staube, und geben wir Gott die Ehre!

Wohl ziemt es uns, erwiederte Heinrich, nicht mit dem Allmächtigen zu hadern. Aber wird durch die Anerkennung unsrer Abhängigkeit der Schmerz des liebenden Herzens beschwichtigt, das sich so bitter getäuscht sieht?

Es sieht sich getäuscht, sagte Anastasios ernst, weil es eigensinnige, eigennützige Ansprüche macht, weil es will, daß das, was es liebt, ewig dauern, wenigstens den gewöhnlichen Lauf der Natur erfüllen soll. Aber wird dieser gewöhnliche Lauf nicht unzähliche Mal unterbrochen und abgekürzt? Gefällt es nicht Gott oft, Kinder, Jünglinge und Jungfrauen zu sich zu fordern? Warum erwarten wir das als gewiß und gleichsam als ein uns gebührendes Recht, was doch so ungewiß ist? Und wer kann von einem Rechte sprechen? Ist nicht alles ein Geschenk der Gnade; und sollen wir nicht auch für ein nur auf kurze Zeit geliehenes Geschenk dankbar seyn?

Ja, ich danke meinem Schöpfer, rief Georg Hyskos, trotz des herben Schmerzes, den mir der frühe Tod des Knaben verursacht, daß er mir die Freude seines Daseyns geschenkt hat. Er blühte mir als eine schöne Blume: Früchte sollte er nicht tragen; aber duftete nicht die Blume lieblich, wird sie mir nicht ewig duften? Der Name des Herrn sei gelobt!

Ja er sei gelobt! stimmte Heinrich ein! Auch ich will ihm danken, daß er mir das liebliche Bild des Knaben vor das Auge gestellt und mir dessen Liebe geschenkt hat. Noch herrscht die Wehmuth in meinem Herzen vor; aber da Du, edler Vater, Dich zu trösten weißt, und mir, als der unschuldigen Ursache seines Todes, nicht zürnest: so wird auch mir dreienst die Erinnerung sich an ihr erheitern. — Ich bitte um Dein Andenken, edler Hyskos, und sollte es auch nie ohne Wehmuth in dir aufsteigen. Ich werde stets mit Hochachtung an den hochherzigen Mann denken, der mich gelehrt hat, wie Helden trauern.

„Lebe wohl, edler Henrikos, geliebter Bruder! Wir sind ja Brüder, denn wir hatten einen gemeinschaftlichen Sohn. Nie werde ich Deiner Liebe zu Agathokles vergessen, durch die mir der Beweinte doppelt theuer ist. Der Himmel schenke Dir dereinst edle, hoffnungsvolle Söhne, und er-

spare Dir den Schmerz, den er mir aufgelegt hat.“

Georg Hyskos ging, und Anastasios blieb, um Heinrichen noch Lebewohl zu sagen. Es war, als wenn Vater und Sohn von einander schieden; denn so liebten beide einander. Das immer klare und heitre Auge des Greisen wurde feucht, als er Heinrichen in die Arme schloß. Ich drücke Dich, sagte er, im Namen meines Volkes dankbar ans Herz! Vergelte Dir Gott die Liebe, die Du ihm bewiesen, und die nie, ich weiß es, aus deinem Herzen weichen wird! Guter Jüngling! besser, als Du, von reinerem, treuerem Herzen ist mir noch kein Jüngling erschienen. Dir wird es wohl gehen, denn die Guten segnet Gott!

Heinrich konnte vor Rührung nicht sprechen. Der Alte war so ehrwürdig und heilig, und zugleich so menschlich gut und liebevoll, daß er ihn mit der innigsten kindlichen Liebe umfaßte.

„Lebe wohl, Henrikos! Vor Gott sehen wir uns wieder!“

Der Anker wurde gelichtet, das Segel schwoll und Heinrich und Robert befanden sich auf ihrer Barke im Meerbusen von Missolonghi. Die Stadt war ihren Augen entschwunden, und nur der blaue Anakynthos, über welchen sich im Hintergrunde

die fernen Schneeberge erhoben, stellte sich noch ihren sehnsuchtsvollen Blicken dar.

„Lebe wohl, theure Stadt, Bollwerk der Freiheit, heiliger Gräber Wächterin! Segen deinen Waffen! Möge es dir nie an Heldenarmen fehlen, die dich vertheidigen!“

„„Ruhe eurer Asche, Markos, Agathokles, geliebte Seelen!““

Heinrich konnte den thränenfeuchten Blick nicht von den Bergen wenden, und war tief bewegt.

„Ich gedenke sorgenvoll der Worte, die mir einst Anastasios sagte: „Diese Stadt ist ein grosser Opferaltar, und das Feuer des Herrn, das auf ihm lodert, wird ihn selbst zu Asche verbrennen.“ Manch Opfer und das edelste von allen ist schon gefallen, und der Spruch zur Hälfte erfüllt: wenn er nur nicht ganz in Erfüllung geht!“

„„Allerdings ist Missolonghis Behauptung höchst schwierig und dessen Lage gefährlich. Zwar sind die Türken dadurch in ihren Operationen gegen Morea gehemmt, aber auch im Stande, überlegene Kräfte gegen dasselbe zu richten. Ich fürchte, Anastasios hat richtig geahnet.““

„Dann hätten wir, dann hätten so Viele vergeblich ihr Blut vergossen in Vertheidigung dieses Platzes.“

„„Ja, wenn du diesen unmittelbaren Zweck ins Auge fassest. Aber vergeblich ist nichts, was den Feinden der Freiheit schadet und den Freiheitskampf der Griechen zur kräftigen und im Ganzen siegreichen Entwickelung bringen hilft.““

„Es ist doch eine mißliche Sache mit dieser Art von Wirksamkeit. Der Einzelne ist in den Gang verflochten, den das Ganze nimmt, und von allen Wechselfällen abhängig. Je tiefer er steht, desto abhängiger ist er, desto weniger kann er der Erreichung seines Zieles gewiß seyn; und selbst derjenige, den das Schicksal an die Spitze der Völkerbewegung gestellt hat, vollbringt nur, was der ihm unlenkbare Gang des Schicksals herbeiführt. Geist, Muth, Einsicht, Kraft sind nur die Werkzeuge, deren sich Gott bedient, um zu wirken, was ihm wohlgefällt.“

„„Ist es nicht mit jeder menschlichen Wirksamkeit derselbe Fall.““

„Ja, wir sind in Allem abhängig von den Gewalten der Natur und dem, was wir Spiel des Zufalls nennen, was aber beides von der göttlichen Allmacht und Weisheit gelenkt wird. Aber mehr werden wir doch unsrer Abhängigkeit inne, wenn wir es unternehmen, große Veränderungen im Völkerleben, wie die Befreiung einer Nation, herbeiführen zu helfen, als wenn wir den stillen

Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens nachgeben. Der Landmann, der seinen Acker bestellt, seine Wiesen wässert, und seine Reben bearbeitet, der Gärtner, der seine Bäume und Blumen pflegt, sie erfahren wohl den Eigensinn der Witterung und die Unfreundlichkeit des Himmels; aber immer und gänzlich schlägt ihre Hoffnung nicht fehl; denn es gleicht sich im Laufe der Jahre Alles aus, und die gestörte Ordnung stellt sich wieder her. Auch der Gewerbs- und Handelsmann sind den Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, und plötzlich eintretende Umstände, eine politische Veränderung, der Fall eines Handelshauses, können die Früchte eines vieljährigen Lebens zerstören. Doch sind das immer nur seltene Fälle, und kluge Vorsicht kann hier vieles verhüten. Uebrigens gehören alle diese Beschäftigungen in den Kreis unseres sinnlichen Daseyns, dienen den sinnlichen, eigennützigen Trieben, und drehen sich um Haben, Besitzen und Geniessen; mithin ist es in der Ordnung, daß wir darin dem äusseren Wechsel unterworfen sind. Aber wenn wir aus den reinsten, edelsten Beweggründen handeln, nichts für uns selbst, sondern Alles nur für die Förderung des sittlichen Lebens suchen, mit Begeisterung in in geistige Bewegungen eingreifen, und auch da dem blinden, gefühllosen Zufalle begegnen, und

von ihm die edelsten Bestrebungen der edelsten Kräfte, durchkreuzt, Herzen, in welchen die Himmelsliebe flammt, unbarmherzig zerdrückt, Männer, in denen sich alles vereinigt, was Völkerwohl und Tugend befördern kann, nutzlos geopfert sehen: dann hält es schwer, den Glauben und die Hoffnung zu bewahren."

„„Du vergissest, daß wir gerade in solchen Bestrebungen am meisten mit der blinden Naturgewalt, nicht jener der Elemente; sondern derjenigen der blinden Leidenschaften, der Rohheit, des Uebermuthes, zu kämpfen haben, und daß da eben so, wie im gemeinen Berufsleben, die Natur, die Unvernunft, die dem Geiste widerstrebende Gewalt zu besiegen ist. Uebrigens ist kein Opfer je vergeblich gefallen; die Opferflamme, die aus dem begeisterten Herzen hervorbricht, ist durch sich selbst schon, was sie ist, abgesehen von der Frucht, die aus ihr hervorgeht. Markos Bozzaris ist aus Liebe zu seinem Volke gefallen, und diese That trägt schon in sich selbst ihren Werth und Zweck; in ihr kommt der Menschengeist zu einer seiner würdigen Erscheinung; und was wollen wir mehr? Daß wir für Griechenland gekämpft haben, obschon ohne bedeutenden Erfolg, hat für uns selbst Werth, so lange wir denken und fühlen können, und hoffentlich für die Ewigkeit.

Wir haben in diesen Bestrebungen gelebt, im edelsten Sinne gelebt. Denke an Schillers Thekla!

„Habe ich nicht geliebet und gelebt?“

Hältest du das für vergeblich gethan, was ohne Erfolg geschieht, so müßtest du auch das Leben vieler Menschen für vergeblich halten, weil es spurlos verschwindet. Aber das menschliche Leben ist durch sich selbst, was es ist.““

„Ja, das erkenne ich an. Aber der Mensch soll und will doch mit seinen Handlungen einen Zweck erstreben und erreichen; und wenn er sich getäuscht sieht, so schmerzt es ihn. Du müßtest seine Natur ändern, wenn du dieses ändern wolltest. Der Schmerz über vereitelte Bestrebungen und getäuschte Hoffnungen ist an sich natürlich, ja nothwendig, und kann nur durch fromme Ergebung gemildert und geheilt werden. Aber die kräftig Strebenden sind nicht immer dieser Ergebung fähig, und die fromm Ergebenen sind oft ohne Thatkraft; und es bleibt fast immer Mißverhältniß zwischen der einen und andern Gemüthsstimmung und Geistesrichtung. Der Jüngling tritt mit muthigem, hoffnungsvollem Streben in die Welt, und sieht sich durch erfahrene Vereitelungen bitter getäuscht; je älter er wird, desto mehr lernt er das Verzichtleisten, aber nicht selten

wird dadurch sein Muth und seine Kraft gebrochen.“

Die beiden Freunde schwiegen hierauf eine Zeitlang, indem ein jeder seinen Gedanken Gehör gab. Bald dämmerte ihnen am westlichen Gesichtskreise das schwarze Gebirge von Cephallonien, auf das sich ihre Blicke hefteten; und es schien als wenn dieser neue Anblick Heinrichs Stimmung erheiterte. Nachdem er noch eine Weile seinen Gedanken nachgehangen hatte, sagte er:

„Ein Glück ist es für den Menschen, daß ihm eine unversiegliche Quelle von Hoffnung ins Herz gelegt ist. Hat er ein Ziel, nach dem er mit aller Kraft gestrebt, nicht erreichen können, so wendet er sich nach einem andern. Mein Herz, vor kurzem noch mit Banden der Sehnsucht nach Griechenland zurückgezogen, fliegt jetzt mit lebhaften Hoffnungen dem Vaterlande entgegen.“

„„Wohl dir! du hast dort Verwandte, Freunde und eine Geliebte.“.“

„Wohl denke ich mit Entzücken ans Wiedersehen; aber ich hoffe zugleich dort einen neuen und zwar sichreren Wirkungskreis zu finden, in welchem ich den Wechselfällen des Schicksals nicht so ausgesetzt seyn werde. Ich will mich in meiner Vaterstadt der stillen bürgerlichen Gemeinnützigkeit widmen, will für die Verbesserung des

öffentlichen Lebens, die Erweckung und Kräftigung des Gemeingeistes, die Beförderung der öffentlichen Erziehung und die Veredelung der Sitten zu wirken suchen; und da es dabei nicht bloß um das, was zu Stande zu bringen, zu schaffen und zu stiften ist, sondern vorzüglich um die Einwirkung auf die Gesinnung und Denkart der Bürger zu thun ist: so unterliegt diese Wirksamkeit weniger den Launen des Schicksals, und man darf eher hoffen, sein Ziel, wenn auch langsam und mit scheinbaren Rückschritten, zu erreichen."

""Ja, mit Rückschritten! Du wirst auch auf dieser Laufbahn dich oft zurückgeworfen sehen. Bedenkst du auch genug, welcher Widerstand dir von Andersdenkenden, von Feinden der Neuerungen, von Selbstsüchtlingen und den Parteien, die in Freistaaten so großen Spielraum haben, entgegengesetzt werden kann; wie viel vielleicht zur Förderung deiner Absichten vom Leben eines einzigen, dir günstigen Mannes abhängt, den dir der Tod gerade dann, wenn du sein am meisten bedarfst, entreissen kann; welchen widrigen Einfluß vielleicht auswärtige politische Verhältnisse ausüben können u. s. w.? Ich rathe dir, dich nicht allzu lebhaften Hoffnungen zu überlassen.""

„Das alles verberge ich mir nicht, und sehe ein, daß man auf dieser Laufbahn einer unermüdlichen Geduld und Bereitwilligkeit zur Verzichtleistung bedarf. Man soll gleich von vorn herein sich bescheiden, daß man nicht rasch wirken kann; ja, man soll nicht rasch wirken wollen, weil man sonst nicht wahrhaft wohlthätig wirkt. Bringt man Verbesserungen zu Stande, ehe das Volk im Ganzen dazu vorbereitet ist, so hat man mehr einen Schein, als die Wirklichkeit erreicht, hat dem Volksleben etwas aufgedrungen, aber nicht eingepflanzt, hat den Entwickelungsgang übersprungen, und muß dann vielleicht später wieder zurücklenken. Besser, man wirkt weniger in der Erscheinung, in dem, was in die Augen fällt, begründet aber, was man beabsichtigt, tiefer im Innern."

„„Ich verstehe nicht recht, was du meinst. Um den öffentlichen Geist, die Erziehung, die Sitten zu bessern, muß man doch die dazu dienlichen Einrichtungen und Anstalten zu Stande bringen; denn durch Rede und Schrift wirkt man nur wenig; und ließe sich auch dadurch etwas wirken, so muß doch endlich die That und Ausführung hinzukommen, wenn nicht Alles leerer Gedanke und Vorsatz bleiben soll. Das Volk wird nur durch die That, durch die Wirklichkeit er-

zogen. Willst du den öffentlichen Unterricht bessern, so errichte Schulen, in denen die Jugend besser, als bisher gebildet wird. Nur dadurch werden die Eltern dafür gewonnen; und den rechten Geist wird erst das neue Geschlecht gewinnen, dadurch, daß es besser erzogen worden ist, als das alte. In dem Unternehmen aber, die Schulen zu verbessern, kannst du großen Widerstand finden.““

„Du hast Recht. Der bessere Sinn der Einzelnen, die weiter vorgeschritten sind, als die Masse muß zu Einrichtungen führen, welche diesen Sinn allgemeiner verbreiten, so daß dann noch mehr und wichtigere Verbesserungen zu Stande kommen: es ist eine Wechselwirkung zwischen Idee und Wirklichkeit, die eine hilft der andern fort. Aber was ich meine, ist: man soll langsam wirken, im Kleinen anfangen, und das Volk nach und nach weiter führen. Auch auf die Gesinnung läßt sich unmittelbar wirken, ohne gleich zur Ausführung zu schreiten, indem man die Gutgesinnten zu vereinigen, diesen die Unbefangenen und Empfänglichen anzuschließen und so dem guten Geiste eine Massen-Kraft zu verschaffen sucht. Hemmungen, Kämpfe und Vereitelungen wird es wohl geben; aber was heute nicht gelingt, das wird morgen gelingen, und kein

ausgestreuter Same wird ganz verloren gehen. Bescheidet und beschränkt man sich nun so, eilt man nicht auf große Erfolge los, will man keine entscheidenden Schläge ausführen: so hat man vom Schicksale weniger zu fürchten. Man gleicht dem Gärtner, der ruhig seine Baumschule umwandelt, und sie langsam aber sicher gedeihen sieht. Schadet auch der Raupenfraß in diesem Jahre, so ersetzt das folgende den Verlust; knickt auch der Hagel einige Stämme, so wachsen andere desto fröhlicher empor. Und der Himmel verschließt nie auf immer die Schätze seines Segens, milder Regen träufelt herab, und die Sonne scheint warm und hell. Laß mich hoffen, Freund! ich will ja mäßig und bescheiden hoffen."

Heinrich Melchthal.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ohne Gefahr und Abenteure vollendeten Heinrich und Robert die Fahrt nach Corfu, wo sie ans Land stiegen. Ein Hauptzweck des kurzen Aufenthaltes, den sie in dieser Inselstadt zu machen gedachten, war, Erkundigungen über den Aufenthalt von Markos Bozzaris Wittwe einzuziehen; denn es war die Kunde nach Missolonghi gekommen, daß sie sich von Ancona dahin gewendet habe. Wirklich waren sie so glücklich, sie aufzufinden, und erhielten leicht, auf ihre Anmeldung als Philhellenen, die von Missolonghi kämen, bei ihr Zutritt.

Sie fanden sie in keiner solchen Umgebung, wie nach europäischer Sitte einer Frau ihres Ranges gebührte. Sie war in tiefe Trauer gehüllt, und zeigte die Spuren einer früh verblüheten, durch Gram vollends zerstörten Schönheit. Ihr Haar, das ihr den Namen der blondlockigen erworben, trug sie unter dem Schleier verborgen.

Ihr blaues Auge war, wie es schien, durch häufig vergossene Thränen ermattet, hatte aber einen edeln, ungemein rührenden Ausdruck.

Verzeihe, edle Frau, sagte Heinrich, wenn unsre Erscheinung Deinen Schmerz erneuert! Wir kommen von Missolonghi, wo wir im Falle waren, den edelsten Helden Griechenlands, den hochherzigen Markos Bozzaris, zu kennen, zu bewundern, zu beweinen.

Eine schnelle Röthe überflog die bleichen Wangen der Leidtragenden, und sie erwiederte mit Lebhaftigkeit: Ihr habt ihn gekannt, an seiner Seite gefochten, ihn fallen sehen? O ich bitte euch, erzählt mir, was ihr wißt! Ich habe bisher nur sehr mangelhafte Nachrichten von seinen letzten Tagen erhalten können.

Heinrich forderte Roberten durch einen Blick auf, das Wort zu nehmen; und dieser sagte:

Ich war so glücklich, an dem berühmten Ueberfalle bei Karpenitza, wo er den Heldentod fand, Theil zu nehmen; jedoch wurde ich durch die von ihm getroffene Verfügung, bei der Nachhut zu bleiben, der Genugthuung beraubt, unmittelbar an seiner Seite zu fechten. Als wir auf das verabredete Zeichen des Trompetenstoßes aus dem Hinterhalte hervorbrachen, war das beweinenswerthe Opfer schon gefallen, und uns blieb nichts

übrig, als ihn zu rächen, was wir auch thaten, indem wir den Türken eine gänzliche Niederlage beibrachten und das Lager mit Zelten, Gepäck und Kriegsvorrath eroberten.

Erlebte Markos diesen Sieg noch? fragte sie mit einer Theilnahme, welche zeigte, wie tröstlich ihr der Gedanke des Sieges war.

„Er war noch Zeuge davon; und als der Bruder Constantin, der die Nachhut befehligte, nach erfochtenem Siege, von den Anführern des Heeres begleitet, der Tragbahre, auf welcher der Verwundete lag, mit den Ausdrücken des heftigsten Schmerzes zueilte: reichte ihnen der Held seine Hand, und sagte: Warum trauret ihr? ist nicht der Sieg unser, ist das Vaterland nicht befreit? Was ist mein Leben gegen diesen Gewinn? Ihr werdet den Sieg vollenden und den Feind vollends vernichten.“

O mein Markos! sagte Chryse, indem ihre Augen glänzten mehr vom Hochgefühle der Begeisterung, als von den Thränen, die darin schimmerten.

„Er gedachte auch in diesem Augenblicke deiner und deiner Kinder.“

„„Was sagte er?““

„Ich befehle meine Gattin und meine Kinder eurer und der Nation Liebe.“

Chryse weinte, und verstummte einen Augenblick. Keiner wagte das Stillschweigen zu brechen. Aber sie faßte sich, und fragte Roberten, ob er nicht von den nähern Umständen der Verwundung ihres Gatten unterrichtet sei, indem sie ihn bat, ihr durchaus nichts aus falscher Schonung zu verschweigen.

Robert erzählte, was er wußte, daß nämlich Markos anfangs nur leicht durch einen Neger, den man ausser Acht gelassen, mit einem Pistolenschuß verwundet worden, worauf er bei Seite gegangen, um sich die Wunde zu verbinden; sodann habe er das Zeichen mit der Trompete geben lassen, wodurch das türkische Lager in Aufruhr gebracht worden, und in dem nunmehr entstandenen Getümmel des Kampfes sei er von einer Kugel an den Kopf getroffen worden und bewußtlos niedergesunken.

Es war, als wenn der tödtliche Ball Chryse's Herz mitträfe, so durchschnitt es der Schmerz bei diesem Punkte der Trauerbotschaft; aber sie nahm sich zusammen, und fragte weiter.

Heinrich nahm nun das Wort, und erzählte von den letzten Augenblicken des Markos und seinem schönen Tode, und wie er, einer früheren Verabredung gemäß, ihm die Sorge für seine Hinterbliebenen aufgetragen. Er bemerkte, daß

er deßhalb vergeblich an sie geschrieben, und that ihr das Anerbieten, daß sie ihm mit ihren Kindern in die Schweiz folgen möchte.

Chryse hörte ihm mit Verwunderung zu, indem ihr diese Verfügung ihres Gemahls unbekannt geblieben war; zugleich aber sah man, daß sie tief davon gerührt war.

„Edler Freund meines unvergeßlichen Gatten! wie dankbar erkenne ich deine Güte, und wie heilig erscheinst du mir, da auf dir das Vertrauen seiner Gatten- und Vaterliebe ruhet! Dir hat er seinen theuersten Erdenschatz als ein heiliges Vermächtniß übergeben wollen! — Sie sah Heinrichen mit einem bedeutungsvollen Blicke an. — Ach! wie beklage ich es, daß ich von dieser Willensmeinung meines Markos nicht früher unterrichtet worden bin! Ich habe dem frommen Bischofe Ignatius versprochen, meine Kinder andern Wohlthätern anzuvertrauen, das eine einem großmüthigen deutschen Könige, das andere einem edlen Engländer; und so heilig mir meines seligen Herrn und Gemahls Wille ist, so wage ich doch nicht zurückzunehmen, was ich der Liebe und Großmuth zugestanden habe, indem ich überzeugt bin, daß er selbst das Geschehene billigen würde. Aber sollte ich in den Fall kommen, deines Schutzes für meine Kinder zu bedürfen, so werde

ich mich gern und voll Vertrauen an dich wenden.“

„„Ich unterwerfe mich deinem Willen in Ansehung deiner Kinder, wiewohl es mir scheint, daß es besser für sie gewesen wäre beisammen zu bleiben. Aber willst du selbst mir nicht in mein Vaterland folgen? Eine liebende Mutter und Schwester würden dich mit Freuden aufnehmen, und als Freundin behandeln.““

„Es thut mir leid, edler Franke, daß ich unempfindlich für deine Güte erscheinen muß. Ich kann mich nicht entschliessen, aus der Nähe meines Vaterlandes zu gehen, wo ich für meinen Schmerz, der meinem Herzen zum Bedürfniß geworden ist, mehr Nahrung finde, als in einem fremden Lande. Ich würde meinen Gastfreunden durch Trauer und Heimweh zur Last fallen, und es ist besser, ich trage meine Bürde allein.“

„„Kann ich sonst etwas zur Erleichterung deiner Lage thun? Du wirst mich nicht ganz der Genugthuung berauben, das Vertrauen, das Markos in mich gesetzt hat, zu verdienen.““

„Freilich hat Markos mir und meinen Kindern kein anderes Erbe als seinen Ruhm und die Trauer um ihn hinterlassen; aber ich bedarf wenig, und bis jetzt haben großmüthige Landsleute für mich gesorgt. Ich nehme deine Freundschaft

für den Fall der Noth in Anspruch, aber für jetzt danke ich dir."

Heinrich wollte nicht weiter in sie dringen. Um ihr etwas Tröstliches zu sagen, sprach er von dem ruhmvollen, dankbaren Andenken, in welchem Markos Bozzaris Name bei den Griechen stehe, und von seiner eigenen bewunderungsvollen Liebe für den verklärten Helden.

Ich hoffe, sagte sie mit einfacher Würde, daß Griechenland ihn nie vergessen wird; er verdient das dankbare Andenken des Vaterlandes.

Ich sehe wohl, edle Männer, fuhr sie nach einer Pause fort, daß euch um mich leid ist; und wenn ihr Markos Freunde waret, so müsset ihr mich bedauern. Aber denkt euch meine Stimmung nicht trostlos! Ich gäbe den Schmerz, den mir das Schicksal auferlegt hat, für keine Freude der Erde hin; ich fühle mich groß als Wittwe des Helden Markos Bozzaris, und süß sind die Thränen, die ich um ihn weine. Ich war als seine Gattin zu glücklich, um es lange zu seyn: auf den Sonnenschein folgt die Nacht, auf welche einst wieder das Licht folgen wird — das unvergängliche der Ewigkeit. — — Uebrigens bin ich ja eine hoffnungsvolle Mutter. Nein! beklaget mich nicht zu sehr! es würde meinen Stolz beleidigen. Aber um die Fortdauer eurer freund-

schaftlichen Theilnahme bitte ich, und ihr werdet sie keiner Undankbaren erweisen.

Unsre beiden Freunde schieden von der würdigen Gattin des Helden mit dem Gefühle der tiefsten Verehrung.

Der Mensch ist doch nie größer, sagte Heinrich zu seinem Freunde, als wenn er sich über das Schicksal zu erheben und unter der Last des Unglücks aufrecht zu bleiben weiß. Und fast möchte ich sagen, die stille Größe ruhiger Duldung verdiene mehr Achtung, als die stürmende Gewalt des Heldenmuthes; Chryse erscheint mir fast größer, als Markos. Wenn die sittliche Größe darin besteht, daß der Geist in sich selbst frei und ruhig bleibt und sich von sinnlichen Antrieben unabhängig behauptet: so erscheint er größer in dem ruhigen, fortdauernden Ueberwinden des Schmerzes, als in der Todesverachtung, welche sich in einer großen That zeigt, und das Werk augenblicklicher Anregung seyn kann. Und es ist die Frage, ob derselbe, der sich kühn der Gefahr entgegenstürzt, im Stande wäre, unter jahrelangem Leiden den Gleichmuth zu behaupten?

Ich glaube, antwortete Robert, beides hat seinen Werth, sowohl die Aeusserung einer großen Thatkraft, als die leidende Tugend. Der Mann ist mehr zu jener, das Weib zu dieser geschaffen

und wenn niemand beides in sich vereinigt, so ist es der Unvollkommenheit der menschlichen Natur zuzuschreiben. Auf das Herz macht die Betrachtung der duldenden Tugend einen wohlthuendern, sanft erhebenden Eindruck, während die andere die Einbildungskraft ergreift und die Thatkraft aufregt. Diese ist es übrigens, welche dem öffentlichen Leben Schwung und Begeisterung verleihet, während jene das häusliche Leben verschönt.

Und doch, erwiederte Heinrich, ist auch die duldende Tugend für das öffentliche Leben wichtig, und durch sie greifen die Frauen wirksam in dasselbe ein. Wenn Mütter und Gattinnen nicht vor dem möglichen Verluste der Ihrigen schaudern und den wirklich erlittenen mit Seelengröße tragen: so werden Söhne und Gatten mit freierem Herzen der Gefahr entgegen eilen und sich dem Vaterlande opfern. Durch eine solche Gesinnung der Frauen wird die Selbstsucht des häuslichen Lebens dem Wohle des Ganzen untergeordnet, was gerade unsrem neuern Volksleben fehlt. Die heldenmüthige Chryse beschämt unsre zart fühlenden Frauen: mögen sie sich an ihr spiegeln! — Doch Eine kenne ich, die ihr nichts nachgeben würde! — Er schwieg, um sich nicht weiter zu verrathen, und Robert, der seine Gedanken er-

rieth, fragte nicht, wen er meinte. Mit Stolz dachte er an die hochherzige Cölestine, und die Sehnsucht nach ihr schlug in helle Flammen auf.

Zweites Kapitel.

Die beiden Reisenden landeten in Italien, und erreichten bald *****. Als sie am Gasthofe abstiegen, ritt ein Mann vorüber, der nach seinem Anzuge und Gefolge eine obrigkeitliche Person zu seyn schien, und den beiden Fremden einen scharf beobachtenden Blick zuwarf. Heinrichen kam es vor, als wäre er ihm bekannt, konnte sich aber nicht sogleich erinnern, wer er wäre, und dachte nachher unter der Zerstreuung des Abpackens und der andern bei der Einkehr in einen Gasthof vorkommenden Geschäfte nicht mehr an ihn. Robert schien ihn gar nicht bemerkt zu haben; und um so weniger wurde Heinrich wieder an ihn erinnert.

Am andern Tage erschien ein Polizeibeamter, und nachdem er nach den Namen und Papieren der beiden Reisenden gefragt, erklärte er, daß Robert ihm nach dem Polizei-Büreau folgen müsse.

Es verging ungefähr eine Stunde, bis derselbe Polizeibeamte wieder erschien und im Namen

der Polizeidirektors auf Roberts sämmtliche Habseligkeiten Beschlag legte.

Heinrich erschrack. Er fragte den Beamten, was diese Maßregel bedeuten sollte, und erfuhr, daß Robert verhaftet sei. Auf die weitere Frage, ob er nicht die Ursache der Verhaftung wissen dürfe, ward ihm bloß zur Antwort, Robert habe sich nicht gehörig ausgewiesen und sei verdächtig. Er fragte nach dem Namen und der Wohnung des Polizeidirektors, und hörte zu seinem Erstaunen den Namen seines alten Bekannten Herrmann, der es auch, wie ihm nun einfiel, gewesen war, den er gestern hatte vorbeireiten sehen.

Er eilte sogleich zu ihm, fand ihn aber in amtlicher Beschäftigung, und mußte lange warten, bis er vorgelassen wurde. Als er eintrat, fand er sich zu seinem Befremden im Sitzungszimmer und den Polizeidirector im Kreise seiner Räthe.

Was ist Ihr Begehren? fragte Herrmann.

„Ich wollte um Aufklärung über die Verhaftung meines Reisegefährten bitten."

„„Eigentlich ist unser Collegium weder dazu verpflichtet noch befugt, einem Dritten eine solche Aufklärung zu geben; indessen mögen Sie, Herr Melchthal — denn ich sehe wohl in Ihnen einen alten Bekannten? — so viel wissen, daß Ihr

Freund aus gewissen politischen Verdachtsgründen in Verhaft genommen ist und eine Untersuchung zu bestehen hat: weßwegen ich Ihnen rathen möchte, Ihre Reise ohne ihn fortzusetzen.""

„Da der Herr Director so gütig ist, sich meiner als eines alten Bekannten zu erinnern: so darf ich wohl mein Zeugniß für den unbescholtenen, unverdächtigen Wandel meines Freundes zu seinem Vortheile einlegen: ich kenne ihn seit langer Zeit, und komme mit ihm aus Griechenland, wenn nicht etwa dieses selbst Verdacht erweckt."

„„Sie kennen ihn wahrscheinlich nicht lange genug, um für ihn einzustehen; übrigens kann ein solches Zeugniß höchstens im Laufe der Untersuchung seine Stelle finden, wird aber nie viel Gewicht haben, daher ich Sie deßwegen nicht nutzlos zurückhalten will. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.""

Heinrich mußte sich entfernen, wenn er nicht zudringlich seyn und auf eine unangenehme Weise abgewiesen werden wollte. Die Bitte an Herrmann, ihm eine Privatunterredung zu gestatten, schwebte ihm auf den Lippen, er unterdrückte sie aber als an diesem Orte unpassend, und verspatte sie auf eine schicklichere Zeit. Er erhielt nachher

ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, dem wichtigen Manne aufwarten zu dürfen.

Herrmann empfing seinen alten Bekannten mit jener vornehmen, kalt höflichen Zurückhaltung, welche Viele, die in Amt und Würde stehen, gegen alte Bekannte zu beobachten pflegen. Ohnehin hatte zwischen Beiden nie eine freundschaftliche Wärme Statt gefunden, und Heinrich stimmte selbst gern in diesen kalten Ton ein.

Nach den ersten Wechselreden, in welchen die alten Bekannten einander von ihren bisherigen Schicksalen unterrichteten, fragte Herrmann: Womit kann ich Ihnen dienen?

„Wenn es Ihre Amtspflicht irgend erlaubt, so haben Sie die Güte, mich über das Schicksal meines Freundes aufzuklären und zu beruhigen. Ich kann ihn nicht in dieser Lage zurücklassen und abreisen."

„„Aus Rücksicht auf unsere frühere Bekanntschaft will ich Ihnen die gewünschte Aufklärung geben. Ihr Freund ist wahrscheinlich, ehe er mit Ihnen bekannt wurde, in Neapel gewesen, hat an der dortigen Revolution Theil genommen und in carbonarischen Verbindungen gestanden. Da es nun in meiner Amtspflicht liegt, alle staatsgefährlichen Menschen anzuhalten und in Unter-

suchung zu ziehen: so mußte ich ihn verhaften, und die Untersuchung gegen ihn einleiten.““

„Daß Robert mit am Freiheitskampfe der Neapolitaner Theil genommen hat, weiß ich; schwerlich aber hat er in solchen Verbindungen gestanden: dazu ist er zu offen und einfach, und liebt zu wenig die krummen Wege.“

„„Sein Name befindet sich unter den Verdächtigen, und ich bin verpflichtet, ihn als solchen zu behandeln.““

„Kann ich nicht Bürgschaft für ihn leisten, oder sonst etwas für ihn thun?“

„„Sie können ganz und gar nichts für ihn thun.““

Heinrich fühlte sich durch die herzlose Kälte des zum politischen Inquisitor umgewandelten ehemaligen Apostels der Freiheit schmerzlich empört; indessen nahm er sich zusammen, und sagte mit einer Zutraulichkeit, die ihm freilich nicht aus dem Herzen kam, worin er aber das einzige Mittel sah, etwas zu Gunsten seines Freundes zu wirken:

„Herr Polizeidirector! darf ich mit der Offenheit zu Ihnen reden, deren ich mich ehedem auf unsrer Reise nach Wien und auf der Universität zu H. gegen Sie zu bedienen pflegte?“

Herrmann antwortete mit einer erkünstelten Freundlichkeit und Herablassung in seinen Mienen, und Heinrich las darin eine Erlaubniß, in dem angestimmten Tone fortzufahren.

„Sie waren ehedem selbst für die Einführung freier Verfassungen und die Beschränkung der willkürlichen Gewalt begeistert, und können Sich also in die Gesinnung eines jungen Mannes, wie mein Freund ist, hineindenken: finden Sie es nun so sehr strafbar, wenn er für die Befreiung des neapolitanischen Volkes mitgekämpft hat?“

„„Dergleichen Menschen sind doch sehr gefährlich: Sie nähren und wecken den Zunder der Revolution unter den Völkern; und es ist jetzt bei allen Vernünftigen entschieden, daß auf dem Wege der Revolution nichts Gutes gestiftet werden kann.““

„Ist aber von einem Systeme der Verfolgung und Unterdrückung etwas Gutes zu erwarten? sollte man nicht lieber den Weg einschlagen, die Unzufriedenheit der Völker durch die Befriedigung aller ihrer gerechten Forderungen zu heben?“

„„Ich habe darüber keine Stimme; meine Amtspflicht ist, die Verordnungen meiner Regierung zu handhaben und auszuführen, nicht zu beurtheilen.““

„Widerstrebt aber die Ausübung dieser Pflicht nicht Ihrem Gefühle? Sollten Sie nicht wenigstens das Harte und Unbillige dabei vermeiden? Was nöthigt Sie, mit dem Auge eines Falken die Verdächtigen zu erspähen und gleich über sie herzufallen?“

Herrmann schien über diese Freimüthigkeit etwas empfindlich zu seyn; doch unterdrückte er seinen Verdruß, und sagte:

„„Mein Amt erlaubt durchaus nicht, meinem persönlichem Urtheile Gehör zu geben; ich muß als ein willenloses Werkzeug handeln. Will ich einmal Beamter seyn, so muß ich auch Eifer und Thätigkeit beweisen, widrigenfalls ich den Beifall meiner Obern verlieren würde.““

„Ein willenloses Werkzeug sollte kein vernünftiges Wesen seyn, und eine Verwaltung kein Maschinenwesen. Wenigstens achte ich mich zu gut dazu, irgend einem Menschen oder einer Regierung so zu dienen.“

„„Herr Melchthal, Sie mögen nach Ihren Grundsätzen handeln, ich handle nach den meinigen. Haben Sie noch etwas vorzubringen, was zur Sache dient?““

Heinrich achtete nicht auf diesen mit beleidigter Vornehmheit gegebenen Wink, sich zu entfernen, und sagte mit Wärme:

„Ich beschwöre Sie bei Ihrer ehemaligen Begeisterung für Recht und Freiheit, bei dem besseren Gefühle, das gewiß noch nicht ganz in Ihnen unterdrückt ist: machen Sie einen Unschuldigen nicht unglücklich, und geben Sie meinen Freund los!“

„„Ich kann Ihre Bitte nicht erfüllen, und ersuche Sie, nicht weiter in mich zu dringen.““

Jetzt konnte Heinrich freilich nichts weiter thun als sich entfernen, und nahm mit einem in sich zurückgedrängten bitteren Gefühle Abschied.

Das sind also, dachte er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe, die Früchte einer anmaßlichen jugendlichen Begeisterung und einer aufgebläheten Wissenschaftlichkeit! Es war in diesem Menschen nie eine wahre Gesinnung und Liebe; und wo diese fehlt, da mag der Geist in dieser oder jener Farbe spielen, in dieser oder jener Form sich bewegen, die Selbstsucht und Niedrigkeit wird zuletzt immer hervortreten.

Gänzlich unbekannt in dieser fremden Stadt, wie Heinrich war, sah er sich in vollkommener Rathlosigkeit; und um wenigstens sein Herz zu erleichtern, theilte er dem Wirthe, einem Schweizer, die Sache mit.

Durch Gründe und Bitten, sagte dieser, werden Sie bei diesem Manne nichts ausrichten.

Aber es giebt ein Mittel, Ihren Freund zu befreien, wenn Sie es anwenden können und wollen. Er machte hierbei eine gewisse Bewegung mit der Hand.

Verstehe ich Sie recht? rief Heinrich. Sollte er so niedrig seyn, sich bestechen zu lassen?

Wollen Sie ihm und dem ersten Polizeirathe jedem etwa 50 Napoleons in die Hand drücken, so stehe ich dafür, Ihr Freund ist morgen frei.

„Nein! das ist schändlich! Gern wollte ich so viel und noch mehr für meinen Freund opfern; aber ich kann meine Hand nicht durch Bestechung besudeln.“

„„Nun, Sie besudeln Sich selbst nicht; die Hand, welche empfängt, nicht die, welche gibt, besudelt sich.““

„Ich würde doch immer an der Ungerechtigkeit Theil nehmen. Und mit welcher Stirne sollte ich ihm den Antrag machen? Ich würde mich in seine Seele hinein schämen!“

„„Wollen Sie, daß ich die Sache besorge? Wir sind hier in solchen Geschäften geübt!““

Heinrich entschloß sich das Geld zu zahlen, und am andern Morgen umarmte er seinen Robert, mit dem er sogleich in den Wagen stieg, und die Stadt verließ.

Dir verdanke ich wahrscheinlich, sagte Robert unterweges, meine Freiheit. Denn es hatte den Anschein, als würde ich nicht sobald aus den Klauen dieser privilegirten Raubthiere loskommen; und ich hatte mich schon in das Schicksal ergeben, auf einer Festung mein Leben zu vertrauern. Anfangs drohete man mir mit einer langwierigen Untersuchung, und nun hat man mich ganz kurz abgefertigt. Ich habe gehört, daß du vor dem Policeicollegium gewesen bist.

„Ich habe aber nichts ausgerichtet. Du verdankst dem Wirthe deine Freiheit.“

„„Und du sagtest mir das nicht, daß ich dem braven Manne hätte danken können?““

„Er wollte nicht, daß du es erführest.“

„„Ich werde ihm schriftlich danken.““

„Laß das, du würdest ihn nur in Verlegenheit setzen. Die Briefe werden in diesem Lande wahrscheinlich von der geheimen Polizei eröffnet, und so könnte die Sache dem guten Manne Schaden bringen.“

Heinrich konnte es nicht über sich gewinnen, Roberten die Wahrheit zu sagen, weil er ihm keine Verbindlichkeit gegen sich auflegen wollte; und doch drängte es ihn, seinen Unwillen über die gemachte Erfahrung auszusprechen. Bis jetzt hatte er an die Möglichkeit, daß Beamte einer

solchen Niedrigkeit fähig wären, nicht glauben wollen. Er theilte seinem Freunde nichts weiter mit, als daß er in dem Polizeidirector einen ehemaligen Bekannten, obschon nicht zu seiner Freude, wiedergefunden habe.

Wie erstaunte er aber, als er von Robert vernahm, daß Herrmann auch mit ihm in H. in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden (obschon sie sich nie recht mit einander hatten verstehen können), ja sogar von ihm eine wichtige Dienstleistung empfangen hatte. Es war vielleicht durch Zufall, wahrscheinlicher aber mit Absicht geschehen, daß Robert den Polizeidirector nicht selbst gesehen und gesprochen hatte.

Also, rief Heinrich mit Unwillen, opfert dieser Mensch dem, was er Amtspflicht nennt, nicht nur seine bessere Ueberzeugung, sondern selbst die Pflicht der Dankbarkeit und Freundschaft! Vielleicht war er von deiner Theilnahme an der neapolitanischen Revolution nur durch dich selbst unterrichtet, und log es, daß dein Name auf der Liste der Verdächtigen stehe.

„Wohl möglich! ich habe ihm nur ungern mein Vertrauen geschenkt, indem ich eine gewiße Abneigung gegen ihn fühlte. Unsere Bekanntschaft war durch einen Dritten veranlaßt und unterhalten; wir selbst hätten uns einander nie angezogen.“

„„Vielleicht war es doch die Scheu, als Verräther vor dir zu erscheinen, was ihn geneigt gemacht hat, seinen Raub so bald wieder loszulassen.““ Vielleicht, setzte er in Gedanken hinzu, war es bloß auf eine Geldschneiderei abgesehen.

Noch nie hatte eine Erfahrung das sittliche Gefühl Heinrichs so sehr beleidigt, wie diese, und er unterhielt sich noch lange darüber mit seinem Freunde.

Drittes Kapitel.

Es ist ein süßes Gefühl, nach langer, weiter Entfernung wieder das Vaterland zu betreten; der Schweizer aber empfindet es in einem erhöheten Grade, wenn er seine heimischen Berge und Thäler mit ihren großartigen, wundervollen Schönheiten wieder begrüßt, und ihm die frische Luft der Freiheit entgegen weht; und wer in diesem schönen, glücklichen Lande eine theure Mutter, liebe Verwandte und eine Herzens-Geliebte wiederzufinden hat, wie schlägt dem das Herz vor Entzücken! Unser Freund war in diesem Falle; und da wir seine Lieben und Angehörigen kennen, und wissen, wie er von ihnen geliebt wurde und sie liebte: so können wir uns einigermaßen in die Stimmung versetzen, in welcher er sich den Alpen näherte.

Etwas trübte noch seine Freude: es war die Sorge, wie er Cölestinens Besitz gewinnen sollte. Indessen, mochte es nun die Versicherung seiner guten Mutter, daß er sein Glück sicher hoffen könne, oder die Gewalt der Liebe seyn, was seine

Bedenklichkeiten niederschlug: Die Hoffnung gewann immer mehr das Uebergewicht in seinem Herzen, und steigerte sich zuletzt zur Ungeduld.

Robert konnte zu seinem eigenen Bedauern die frohe Stimmung des Freundes nicht theilen. Denn er betrat ja nicht sein Vaterland, und war ungewiß, ob er dahin zurückkehren, und welche Wahl er für sein künftiges Leben treffen sollte. Vergebens suchte er über seine Stimmung Herr zu werden, und machte sich Vorwürfe, daß er soviel an sich selbst dachte.

Was sagst du zu dieser herrlichen Natur? fragte ihn Heinrich, als sie den St. Gotthardsberg herabstiegen. Darf ich nicht stolz auf mein Vaterland seyn?

„O herrlich, herrlich! Der Sinn für Naturschönheit kann nirgends mehr befriedigt werden. Aber daß du die Vaterlandsliebe mit hereinmischest, beruht doch auf einer Art von Täuschung. Es ist ein gar zu loses Band, das die verschiedenen Staaten der Schweiz mit einander verbindet. Die Urner und Baseler, die Genfer und St. Gallener stehen fast noch weiter von einander, als die Wirtemberger und Meklenburger; nicht einmal eine und dieselbe Sprache verbindet euch Schweizer. Und was sollen vollends jene Italiener, an denen wir so wenig Schweizerisches gefunden

haben, in eurer Eidgenossenschaft? Ein Staat, der aus verschiedenen, in sich abgeschlossenen Theilen und sogar aus verschiedenen Stammes- und Sprachverwandten besteht, verdient nicht den Namen eines Staates.“

„„Es soll auch kein Staat, sondern ein Staatenbund, eine Eidgenossenschaft, seyn; deßwegen aber kann mir das Ganze doch als Vaterland gelten, zumal da die Natur es so genau verbindet. Es ist das Alpenland, und alle Bewohner sind Alpensöhne.““

„Was haben die Cantone der ebenen Schweiz mit den Alpen zu thun? Eben so gut, als Basel und Schaffhausen, könnten auch noch Constanz und Mühlhausen zu eurem Bunde gehören, wie letzteres auch wirklich ehedem mit den Schweizern im Bunde gestanden hat. Ja, was hindert, daß ganz Schwaben dazu geschlagen würde? Und sollen die Alpen den Umfang eures Vaterlandes bestimmen, so müßten Savoien, Piemont, Nizza und Dauphiné eben sowohl, als das Waat- und Walliserland, und nach Osten müßten Vorarlberg, Tyrol, Salzburg und Kärnthen eben sowohl, als Appenzell und Graubünden, dazu gehören.“

„„Die Natur bestimmt die Grenzen eines Volkes nicht allein, die geschichtlichen Verhält-

nisse thun es vorzüglich; aber jene hat doch die geschichtliche Entstehung der Eidgenossenschaft mit bedingen helfen. Die Urcantone sind im Alpenland: an diese haben sich die alten Cantone, welche ebenfalls die Thäler und Ebenen der Alpen bewohnen, durch Bündniß angeschlossen: andere Gauen sind durch Eroberung dazu geschlagen worden, und haben durch die Revolution das Bürgerrecht erhalten.""

„Das letztere ist eben der Uebelstand des neueren helvetischen Staatenbundes: dadurch sind Welsche in eine ursprünglich deutsche Verbindung getreten, was schwerlich gut ist."

„„Die Verschiedenheit der Sprachen will in der Schweiz nicht so viel, als anderwärts, sagen; denn fast jeder deutsche Schweizer versteht französisch; auch das Italienische ist Vielen bekannt. Im nordamerikanischen Staatenbunde ist die Verschiedenheit der Sprachen auch kein Trennungsmittel.""

„Ich weiß doch nicht, ob nicht dadurch dort späterhin eine Trennung herbeigeführt werden wird. Uebrigens stehen bei euch noch katholische und protestantische Staaten schroff gegen einander über, um die Trennung ganz unheilbar zu machen."

„„Der Geist der Duldung und die von allen Verständigen gefaßte Einsicht, daß die Verschiedenheit des Glaubens die Bürgereintracht nicht zu stören brauche, wird auch diesen Unterschied immer mehr ausgleichen; und auch in dieser Hinsicht ist das Beispiel der nordamerikanischen Staaten für uns tröstlich, wo die große Mannichfaltigkeit der Bekenntnisse gar keinen Einfluß auf die bürgerliche Eintracht ausübt. Bei einer politischen Verbindung kommt es allein auf die Anerkennung, daß sie Allen wichtig und heilsam ist, und auf den Gemeingeist an.““

„Aber es ist eben die Schwierigkeit, wie sich bei solchen Verschiedenheiten ein Gemeingeist bilden soll. Gestehe mir aufrichtig: gibt es einen schweizerischen Gemeingeist? Bei euch herrscht der Cantonsgeist; jeder Canton verfolgt seinen eigenen Vortheil, und bekümmert sich nicht um das, was den andern frommt oder schadet.“

„„Du behauptest wohl zu viel. Es ist wahr, daß der Cantonsgeist bis jetzt noch den schweizerischen Gemeingeist überwiegt, aber bei den Vernünftigen und Wohldenkenden faßt er immer mehr Wurzel. Selbst manche Cantone im Ganzen zeichnen sich schon durch größere Freisinnigkeit in diesem Punkte aus. Je mehr die wahre Volksbildung fortschreitet, desto mehr wird auch der

Gemeingeist wachsen; und es ist allerdings die Aufgabe für jeden redlichen Schweizer, zur Belebung desselben mitzuwirken.““

„Und wodurch glaubst du daß man ihn beleben könne?“

„„Dadurch daß man das Volk über seinen wahren Vortheil aufklärt, und die Einsicht verbreitet, daß der Theil nicht ohne das Ganze bestehen kann.““

„Das ist etwas, aber nicht viel. Ich wiederhole meine ehemals gemachte Behauptung, daß ein Volk nur durch Wirklichkeiten, nicht durch Ideen zum Bessern geführt wird. Soll der Schweizer ein Gesammt-Vaterland anerkennen und lieben, so muß dieses in gewissen Gesammt-Verfassungsformen dargestellt werden.“

„„Nun solche haben wir in der Kriegsverfassung und in der Tagsatzung.““

„Erstere bedeutet etwas, letztere wenig oder nichts; denn in dieser Versammlung kommt gewöhnlich mehr die Uneinigkeit, als die Eintracht, zur Erscheinung. Ihr solltet noch andere und mehr ins Leben eingreifende Gesammtformen haben, namentlich für das Zoll- und Münzwesen, die öffentliche Erziehung, die Gerechtigkeitspflege.“

„„Viele der Besseren wünschen in der That mehr Gesammtheit oder Centralität, wie man

sagt; und je allgemeiner diese Gesinnung sich verbreitet, desto eher ist zu hoffen, daß wir solcher Formen noch mehr gewinnen werden.““

„Ich fürchte, diese Hoffnung ist eitel. Dergleichen wichtige Veränderungen kommen schwerlich während des ruhigen Bestandes der Dinge, auf dem Wege ruhiger Berathung und gemeinschaftlicher Beschlüsse, zu Stande. Ist wohl je zu erwarten, daß alle oder nur die meisten Stimmgebenden in einem Cantone sich für Veränderungen vereinigen werden, wobei immer Manche zu verlieren fürchten? Und wie viel unwahrscheinlicher ist es, daß alle Cantone sich dafür vereinigen werden, da doch ohne Einstimmigkeit nichts in der Verfassung geändert werden darf. Nur durch große Bewegungen, wodurch Einzelne oder doch gewisse Parteien die Gewalt in die Hände bekommen, läßt sich dergleichen zu Stande bringen.“

„„Nun wohl, so laß mich hoffen, daß durch die bessere Gesinnung, welche wir ächten Vaterlandsfreunde zu verbreiten uns angelegen seyn lassen wollen, eine solche Bewegung vorbereitet werde. Immer muß doch die Ansicht, die Gesinnung, der Wunsch der That vorangehen; und es ist nicht vergeblich, dahin zu wirken, daß jene ins Leben treten.““

„Es mag nicht ganz vergeblich seyn, aber es ist eine langsame Art zu wirken. Es wäre vielleicht gut, wenn euer Schweizerbund einmal die Probe der Noth zu bestehen hätte. Dann würden Alle fühlen, daß eine innigere Vereinigung nothwendig ist, und vielleicht fügte es alsdann das Glück, daß ein oder mehrere um die Rettung des Ganzen verdiente Männer oder ein ganzer Canton das gewonnene Uebergewicht zur Befestigung der Verfassung anwendeten.“

„„Glaubst Du, daß die Schweiz im Stande wäre sich zu vertheidigen? Viele meinen, sie bestehe bloß durch die Gnade der großen Mächte, eine Ansicht, die mir feig und trostlos vorkommt.““

„Gegen die Verbindung aller großen Mächte möchte sie sich schwerlich behaupten; aber welche einzelne Macht könnte dem Uebergewicht aller andern widerstehen? Auch gegen eine einzige große Macht, wie Frankreich oder Oesterreich, würde der Kampf sehr ungleich und, wenn auf die gewöhnliche Art geführt, unglücklich seyn. Aber die Schweiz muß ihre Kraft in der Vaterlandsliebe und dem unbezwinglichen Freiheitssinne ihrer Bewohner suchen, und darf keinen andern, als einen Volkskrieg, führen. Ein Volk, das nicht besiegt seyn will, ist unüberwindlich; und ihm stehen Hülfsquellen offen, welche die Kriegskunst

nicht kennt; und erliegt es auch für den Augenblick, so erschwert sein unbeugsamer Trotz die Benutzung des Sieges, so daß der Ueberwinder gern darauf Verzicht leisten wird. — Erst wenn die neue Eidgenossenschaft sich so ihre Unabhängigkeit erkämpft und ihr Bestehen durch Vaterlandsliebe und Heldentugend, anstatt durch Verträge, geltend gemacht hätte, würde sie seyn, was die alte war, eben so furchtbar und geachtet."

„„Aber so etwas herbeizuführen, liegt nicht in unsrer Macht und nicht einmal in unsern Wünschen; und daher bleibt uns nichts anderes übrig, als durch die Gesinnung zu gewinnen, was uns fehlt. Sollte nicht überhaupt die Zeit gekommen seyn, wo die Staaten so klug werden, daß sie das gefährliche Spiel des Krieges nicht ohne Noth und selbst nicht um gewißer untergeordneter Vortheile willen beginnen, und den unschätzbaren Werth des Friedens zu würdigen wissen? Sollte nicht auch die Zeit der Revolutionen vorüber seyn, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß die Guten dabei den Kürzeren ziehen und die Wohlfahrt des Ganzen entweder nichts, oder nur durch ungeheure Opfer gewinnt? So daß es also für Alle die Aufgabe wird, die Kraft des Strebens und Wirkens den Geschäften des Friedens, den innern Verbesserungen, der bessern Verwaltung,

Gesetzgebung und Volkserziehung, zu widmen. Auch scheint mir in den europäischen Völkern die öffentliche Meinung immer mehr Gewalt zu gewinnen, so daß zu hoffen steht, es werden bessere Einrichtungen nicht mehr mit Schwertschlag und Blutvergießen eingeführt werden müssen.““

„Dann würde die Vernunft herrschen, und die Unvernunft der Leidenschaft und Selbstsucht nicht mehr, gleich der rohen Thierkraft, durch körperliche Gewalt bezähmt werden müssen. Das Schwert würde dann im Völkerleben eben so bei Seite gelegt seyn, wie in der Schule die Zuchtruthe; und die Träume der alten Propheten wären in Erfüllung gegangen. Gott gebe, daß es wahr werde!“

„„So viel ist doch gewiß, daß wir uns diesem Ziele immer mehr nähern. Es gab Zeiten, wo die Staaten und im Innern Parteien und Einzelne gegen einander stets das Schwert gezückt hielten, wie man denn auch bewaffnet in der Rathsversammlung und Gesellschaft erschien. Wie viel anders ist es jetzt, wie hat Alles ein so ganz friedliches Ansehen! — Was mich betrifft, so habe ich das Glücksspiel des Kriegs versucht, und den Geschmack daran verloren: nunmehr will ich dem Frieden und dessen ruhigen Bestrebungen leben.““

Viertes Kapitel.

Die niedern, freundlichen Berge des heimischen Cantons lagen in blauen Duft gehüllt vor Heinrichs Blicken da, und sein Herz war von Sehnsucht und Hoffnung geschwellt. Ueber den Bergen rechts lag Cölestinens Vaterstadt, und seine Seele schwang sich sehnsuchtsvoll hinüber, die Geliebte zu begrüßen. Wann werde ich sie sehen? dachte er. Werde ich sogleich zu ihr eilen dürfen? Wird es nicht quälende Hindernisse der Schicklichkeit geben? Wird nicht dieser Oheim sich ferner zwischen sie und mich stellen?

Jetzt breitete sich das liebliche Thal mit seinem stillen, blinkenden See vor seinen Blicken aus, in welchem die Thürme der Vaterstadt stolz emporstiegen.

Das ist eine paradiesische Gegend! rief Robert. Die obere Schweiz ist ein herrliches Land zum Reisen; aber hier ist es heimlich und wohnlich.

„Siehst du dort den Hügel mit dem Wäldchen auf seinem Rücken und dem Landhause an

seinem Fuße? Das ist der Landsitz ehedem meines Vaters, nun meines Oheims.“

Eben näherten sie sich einem schöngelegenen, die Straße beherrschenden Landhause, auf dessen Altan sie eine Gesellschaft von Herren und Frauen versammelt sahen. Heinrich wunderte sich, es so belebt zu finden, da es sonst einem alten, einsam lebenden Manne gehört hatte, der nie bei sich Gesellschaft sah. Noch mehr wunderte er sich, als ihm Tücher und Hüte zu winken schienen.

Wenige Augenblicke später eilte ihm sein Schwager Dietrich aus dem Thore entgegen; und kaum hatte er, aus dem Wagen fliegend, ihn in seine Arme geschlossen, als seine Schwester die ihrigen öffnete, ihn zu umfangen; ihr folgten Mutter und Oheim; dann stellte sich dem Verwunderten Adelbert als Hausherr dar, und auf dem Altan erkannte er Euphrosynen und Cölestinen mit ihrer Mutter und ihrem Oheim. Als er hinaufgeeilt war und die ihm entgegenkommende Euphrosyne herzlich begrüßt hatte, war er verlegen, wie er sich Cölestinen nähern sollte. Doch ihre Mutter, kam ihm zuvor, und führte ihm die Tochter in die Arme. Empfangt, sagte sie, meine Einwilligung und meinen Segen, liebe Kinder, zu eurer tugendhaften Liebe! und dann schloß sie Heinrichen als ihren Sohn in die Arme.

Wir können uns wohl vorstellen, daß unser Freund wie im Traume war, und nicht wußte, wie ihm geschah. Wir unterlassen die ausführliche Schilderung der Scene, wie der Ueberraschte mit seinem Glücke bekannt gemacht, von Verwandten und Freunden bewillkommt, beglückwünscht, ausgefragt und benachrichtigt wurde; und geben dafür dem Leser die nöthige Aufklärung über das, was in Heinrichs Abwesenheit vorgegangen war, und was ihn jetzt so sehr überraschte.

Durch Euphrosyne waren Heinrichs Angehörige mit dessen Liebe zu Cölestine und zugleich mit den Schwierigkeiten, welche einer Verbindung zwischen beiden entgegen zu stehen schienen, bekannt gemacht worden. Dazu kam noch der Briefwechsel, in welchen Dietrich mit dem Mädchen trat, wodurch sich ihre edle, innige Liebe zu Heinrich zu erkennen gab. Daß Mutter! Oheim und Alle eine große Freude über Heinrichs Wahl hatten, war natürlich, und aus dem Briefe der erstern haben wir schon deren Gesinnung über diesen Punkt kennen gelernt. Was nun jene Schwierigkeiten betraf, so waren sie in den Augen der Mutter und des Oheims leicht gehoben, indem dieser schon vor Heinrichs Abreise nach Griechenland den Entschluß gefaßt

hatte, ihn an Kindesstatt anzunehmen, und ihm noch bei Lebzeiten einen Theil seines Vermögens abzutreten. In diesem Entschlusse lag der Grund, warum die Mutter so leicht ihre Einwilligung zu dem Zuge nach Griechenland gab. Da der Oheim Gefallen daran hatte, und der Glücksschöpfer des geliebten Sohnes werden wollte: so wagte die zärtliche Mutter ihm ihre Zustimmung nicht zu versagen. Der Oheim trat nun mit Herrn Reuß in Briefwechsel, und that ihm solche Vorschläge, die ihn und Cölestinens Mutter sehr geneigt machten, in die Verbindung derselben mit Heinrich zu willigen. Und so war Alles schon in Richtigkeit gebracht, als man an Heinrich die Aufforderung ergehen ließ, nach Hause zu kommen. Aber der Oheim, der die Ueberraschungen liebte, wollte nicht, daß Heinrich von der Sache eher unterrichtet würde, als durch die unmittelbare Erfahrung: und daher durfte die Mutter in ihrem Briefe an ihn, sich nicht mehr, als eine schwache Andeutung, erlauben.

Adelbert und Euphrosyne hatten vor ihrer Abreise aus der Schweiz im vorletzten Jahre ihr Vorhaben, sich in der Nähe von Heinrichs Vaterstadt anzukaufen und niederzulassen, dem Schwager desselben, Dietrich Treu unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut, und ihm den Auf-

trag gegeben, bei vorkommender Gelegenheit den Ankauf eines schicklichen Landsitzes für sie zu besorgen. Es hatte sich im verflossenen Winter eine solche Gelegenheit dargeboten; und da nun dem Lieblingsplane Euphrosynens, in der Nähe ihrer Beiden mit einander vermählten Freunde, Heinrichs und Cölestinens, zu leben, durch die großmüthige Dazwischenkunft des Oheims des erstern nichts mehr im Wege stand; so wurde der Kauf abgeschlossen, und im Frühlinge das Landhaus bezogen.

Der Vorschlag Euphrosynens, Cölestinen mit ihrer Mutter und ihrem Oheim auf die Zeit, wo Heinrichs Rückkehr erwartet wurde, zu sich einzuladen, sagte dem Geschmacke des Oheims vortrefflich zu. Doch war es das Werk des Zufalls, daß alle, auch Heinrichs Familie, sich gerade auf Adelberts Landsitze versammelt fanden, und der Zurückkehrende so überrascht werden konnte.

So überglücklich Heinrich in der Umgebung seiner Lieben und Freunde war, so sehnte er sich doch, um seines Glückes ganz bewußt zu werden, nach einigen ruhigen, unbeobachteten Augenblikken mit der Geliebten; und er fand bald Gelegenheit dazu, als die Gesellschaft sich in den Garten begab. Er nahm Cölestinen bei der Hand,

und schlug mit ihr den Weg in einen einsamen Laubgang ein.

„So bist du also mein, geliebte Cölestine, mein mit Herz und Hand? Ich kann mein Glück nicht fassen, nicht glauben: verkündige du es mir, damit ich es glaube!“

„„Ja, ich bin dein, Geliebter! Schon längst wußte ich mein Glück; doch nun, da du gesund vor mir stehst und glücklich zurückgekehrt bist, ist es auch mir, als wenn ich träumte. O laß uns unsres Glückes dadurch gewiß und inne werden, daß wir dem gütigen Himmel danken, ihm danken für die unendliche Gnade, die er uns bewiesen hat.““ Sie schlug ihr großes Auge, mit Thränen der Freude und des Dankes erfüllt, empor, und ihre Lippen bebten.

Wenn ein Jüngling unfromm wäre und nicht zu beten wüßte; hätte aber eine fromme Geliebte: so würde sie ihn gewiß Andacht lehren. Nichts zieht so sehr empor, als die fromme Erhebung eines geliebten Herzens, und nie erscheint die Geliebte liebenswürdiger, als mit dem zum Himmel gekehrten Auge der Andacht. Heinrichen waren fromme Rührungen und Gedankenerhebungen nicht fremd: um so williger folgte daher seine Seele dem Aufschwunge der Geliebten zu Gott.

„Ja, laß uns, erwiederte er, mit dankbarem Herzen uns beugen vor dem Allmächtigen und Allgütigen! Unser Glück ist zu groß, zu überschwenglich, um nicht Seine Hand darin zu sehen und unsre Ohnmacht zu fühlen. Die gebeugte Stellung ziemt dem Glücklichen, damit er nicht schwindle und falle, und nicht durch den Glückswechsel niedergeworfen werde. Wir wollen immer, geliebte Cölestine, mag uns die Sonne des Glückes lächeln oder sich trübe verhüllen, den Blick nach oben gerichtet halten und ein demüthiges, vertrauensvolles Herz bewahren."

„„Gewiß unsre Liebe soll, wenn es Gottes Wille ist, auch die Probe des Unglücks bestehen. Nicht wahr, Heinrich, wir wollen vereint, auf Gott gestützt, Alles mit einander theilen? Unsre Liebe sei nicht die eigennützige, die nur den gemeinschaftlichen ruhigen Genuß des Lebensglückes sucht, sondern der Bund zweier nach dem gleichen Ziele der Vollendung ringender Seelen, ein Bund der That und des Strebens!""

„O du mir von Gott gesandter Engel! Ja, ich will dir folgen auf der Bahn der Begeisterung und Tugend! Du sollst, wenn ich träg werden will, mich anregen, wenn ich zur Gemeinheit herabsinken will, mich emporziehen; dein reines Herz soll mich vor Unlauterkeit bewahren."

„„Laß uns einander nicht vergöttern, sondern lieben und achten und in unsern Fehlern ertragen! Laß uns nie vergessen, daß wir beide sündige, unvollkommene Menschen sind, welche stets über sich emporblicken sollen. Aber das versprich mir, daß du mich nie in die Stellung einer bloß leidenden Genossin deines Lebens herabwürdigen, mich nicht durch Eigensinn und Willkür einschüchtern, und stets in mir das vernünftige Wesen ehren willst. Und so erlaube ich mir schon jetzt einen Rath. Ich habe gehört, daß dein Oheim dich zum Erben aller seiner Güter gemacht, und so der Schöpfer unsers Glückes geworden ist. — —““

„Will er meine Geschwister enterben? Das finde ich unbillig!“

„„Ich weiß nicht, ob er sie ganz von der Erbschaft ausschließen will; aber es scheint so, und ich finde es ebenfalls unbillig. Deine Schwester und ihr Gatte sind zu großmüthig, um dir den Vorzug zu mißgönnen; aber dein Bruder, der sich überhaupt der Familie entfremdet zu haben scheint, soll ungehalten über die Verfügung des Oheims seyn. Nicht wahr, du kannst eben so wenig, als ich, auf Kosten Anderer glücklich seyn wollen? Wir bedürfen ja keiner großen Reichthümer zu unserm Glücke; und sind uns selbst genug.““

„Dank dir, Geliebte, für diesen Wink! du sollst sehen, daß ich fühle, wie du. Gewiß würde ich, wenn ich die Sache in Erfahrung gebracht hätte, von selbst gethan haben, was du wünschest. Nein! auf den Gütern dieser Welt soll unser Glück nicht beruhen, am wenigsten auf solchem, an denen irgend ein Flecken oder Schein von Ungerechtigkeit haftet. Unser Glück liegt in uns selbst, in unsrer Liebe, unsrer Herzensübereinstimmung, unsrer gleichen Liebe zu den Gütern des Geistes, mit denen wir uns durch gemeinschaftliches Streben immer mehr zu bereichern trachten wollen. Schlimm genug, daß der Bund unsrer Seelen in der Welt seine Anerkennung finden mußte durch einen Handel um Mein und Dein; denn so muß ich vermuthen, und so deutest du selber an.“

„„Verzeihe den Meinigen, daß sie zu meinem Glücke noch etwas mehr für nöthig hielten, als die Befriedigung meines Herzens! Sie achten und lieben dich aufrichtig. Und was geht es uns an, wenn man unsre äussern Verhältnisse, die doch der Welt angehören, nach der herrschenden Ansicht der Welt zu ordnen die Güte hatte? Laß uns die liebende Fürsorge mit Dank anerkennen, übrigens aber in unsrer Ansicht bleiben!““

„O mein guter Oheim! welchen Schatz hat er mir mit seinen Gütern erkauft! Wir wollen ihn dankbar ehren als das Werkzeug des Himmels, und ihn als Kinder lieben! — — O Cölestine, Geliebte, Angebetete! Bist du es, die ich damals in demselben Augenblicke, da ich dich gefunden und erkannt, fliehen, vielleicht auf ewig fliehen mußte, und die nun mir sagt, daß sie mein, vor Gott und der Welt mein seyn wird, die, Auge in Auge, Hand in Hand vor mir steht? Hast du auch nicht an meiner Liebe gezweifelt, weil ich dich verließ, hast du meine Schüchternheit nicht gemißdeutet? Bin ich dir nicht als kalt und unentschlossen erschienen?“

„„Sei ruhig, Geliebter! Ich habe dich ganz errathen, und deinen Sinn gebilligt und geehrt. Uns hat keine blinde, ungestüme Leidenschaft zusammengeführt; wir waren lange Freunde in ruhiger, gegenseitiger Achtung und Zuneigung, bis endlich der reine Funke der Liebe in unsren Herzen aufglomm. Laß jene Freundschaft stets die Grundlage unsres Bundes seyn, und wenn einst die Blüthe der Jugend dahin ist, und unsre Herzen ruhiger schlagen: so laß uns doch immer Freunde seyn, die sich achten und einander das Leben verschönern.““

„Wir begegneten uns in der Liebe zur Kunst, und die Begeisterung für Völkerwohl und Freiheit führte uns einander näher, bis unsre Seelen sich erkannten und verschmelzten. So wollen wir uns ferner um des Höheren willen lieben, nie in uns selbst Alles suchen, sondern aus der unendlichen Fülle der göttlichen Liebe die Nahrung für unsre Herzen schöpfen. Dann schwinde Jugend und Lebenslust, es versiege die irdische Quelle der Lebensfreuden, das Alter bleiche diese Locken und lösche das Feuer dieser schönen Augen aus: die Seelen bleiben jung, warm und begeistert, und fliegen, mit einander vereint, mit gleicher Sehnsucht der ewigen Heimath zu."

„„Ja, laß uns Gott und der Tugend getreu bleiben, so wird unsre Treue und Eintracht unwandelbar seyn!""

„Geliebte, sagte Heinrich mit Begeisterung, indem er seinen Arm um sie schlang; laß uns jetzt in dieser heiligen Stunde unsres ersten Wiedersehens vor Gottes heiligem Angesichte den Bund unsrer Seelen schließen, und vor ihm das Gelübde ablegen, mit einander den Weg der Tugend wandeln zu wollen! — Vernimm, o Allheiliger, unsre Angelobung, und besiegle unsern in Deinem Namen geschlossenen Bund! Erhalte

mich dieser geliebten, mir von Dir anvertrauten Seele, erhalte sie mir treu in der Liebe zu Dir, im treuen Gehorsam gegen Dich! — — Und nimm mich hin, geliebte Cölestine, als dir in göttlicher Liebe verbunden, dein in Zeit und Ewigkeit!" — Er drückte den ersten Kuß auf ihre bebenden Lippen. Es war der Schwesterkuß zweier im Fluge der Begeisterung sich berührender Seelen.

Fünftes Kapitel.

Als Heinrich sich mit den Seinigen zu Hause befand, kam es zu ruhigen Besprechungen und Aufklärungen, wozu bis jetzt keine Zeit gewesen war. Der Oheim machte ihn mit der zu seinen Gunsten getroffenen Verfügung bekannt. Er überreichte ihm die Urkunde seiner Annahme an Kindes Statt, und umarmte ihn als seinen Sohn.

Heinrich war von Rührung ganz durchdrungen, und stammelte ihm aus der Fülle des Herzens seinen Dank:

„Wie verdiene ich diese Liebe, bester, gütiger Oheim?“

„„Ich habe dich von Anfang an als meinen Sohn geliebt, und dieses immer mit dir im Sinne gehabt. Ich habe meine Freude an dir, weil du so frisch und wacker bist, und hoffe, du wirst es bleiben. — Ich theile vor der Hand mit dir mein Vermögen, und nach meinem Tode bist du mein Haupterbe.““

„O möchte es mir gelingen, mir ferner Deine Liebe und Zufriedenheit zu erhalten, und zur

Erheiterung Deines Lebens etwas beizutragen, bester Oheim, den ich nun Vater nennen darf! — Aber verzeihe eine Bedenklichkeit! Werden meine Geschwister sich nicht beeinträchtigt finden? Sie sollen doch nicht leer ausgehen? Ich würde mein Glück nicht mit gutem Gewissen genießen, wenn ich sie unzufrieden sähe."

„„Sie haben nach unsern Gesetzen kein Recht, etwas zu fordern, und ich werde sie mit Vermächtnissen bedenken. Laß das meine Sorge seyn! Was ich thue, habe ich allein zu verantworten, und will es.""

„Lieber, bester Vater! ich bitte, räume diese Störung meines Glückes aus dem Wege, stelle meine Geschwister, besonders den Bruder Abraham, zufrieden! Ich habe genug an dem, was Du mir schon jetzt geschenkt hast: überlaß das Uebrige meinen Geschwistern, und gib ihnen schon jetzt die bestimmte Anwartschaft darauf! Auch Cölestine beunruhigt der Gedanke, daß sie auf Kosten Anderer glücklich seyn soll, und hat mir schon deßwegen ihren Wunsch mitgetheilt."

„„Ihr denkt edel, das freut mich; aber ich lasse mir nichts vorschreiben, und werde thun, was mir recht scheint.""

Heinrich mußte abbrechen, und hoffte mit der Zeit, besonders durch Cölestinens Mitwirkung,

den Eigensinn des Oheims noch zu besiegen. Die Mutter, welcher er sich über diesen Punkt eröffnete, war gegen ihren Bruder zu nachgiebig und willenlos, als daß er durch sie hätte eine Aenderung seines Willens bewirken können. Aber daß Cölestine über den Oheim werde vermögen können, was sonst niemand, zeigte sich je länger, je mehr. Der alte Herr hatte an der liebenswürdigen Schwiegertochter seine wahre Herzensfreude, und bewies ihr eine Zärtlichkeit, über die alle lächeln mußten, die ihn kannten. Heinrich hatte sie von seinem unglücklichen Versuche in Kenntniß gesetzt, und es ihr anheim gestellt, ihr besseres Glück zu versuchen. Sie ersah sich nun eine günstige Stunde, und brachte ihre Bitte vor, die der Oheim zwar nicht gewährte, aber auch nicht geradezu abschlug, indem er sehr erschüttert und wankend gemacht zu seyn schien, so daß Cölestine gesiegt zu haben hoffen durfte.

Die Vollziehung von Heinrichs Verbindung mit Cölestine hing noch von gewissen häuslichen Einrichtungen ab, welche zu treffen waren. Heinrich wollte diesen Aufschub benutzen, um vorher noch das Berufsgeschäft, dem er sich widmen wollte, zu wählen und anzutreten, damit alle Verhältnisse geordnet wären, unter welchen er mit seiner Cölestine das Leben theilen sollte.

Es war ihm die Wahl gestellt zwischen einem Handelsgeschäft, in das er einzutreten Gelegenheit hatte, und einem Fabrikgeschäft, das er mit einem desselben vollkommen kundigen Genossen unternehmen konnte. Ersteres wäre vielleicht einträglicher gewesen; aber Heinrich zog das zweite vor, weil es ihm gemeinnütziger zu seyn schien. Er glaubte zu finden, daß es in seinem heimischen Canton, wo der Ackerbau und die Viehzucht bei weitem nicht alle Einwohner ernährte, noch an Fabriken fehlte, wodurch eine Menge Menschen besser und vortheilhafter, als bisher, beschäftigt werden könnte. Ueberhaupt erschien ihm die Stellung eines Gewerbsherrn in einem sehr anziehenden Lichte, indem er glaubte, daß ein solcher als Versorger und Ernährer seiner Arbeiter, die zu ihm im Verhältniß der Abhängigkeit stehen, einen sehr wichtigen sittlichen Einfluß ausüben könne. Wir kennen Heinrichs Ansicht vom Berufsleben. Er war der Meinung, daß auch ein Erwerbsberuf nicht bloß um des eignen Nutzens willen, sondern mit gemeinnützigem Sinne betrieben werden und in alle damit verbundenen Verhältnisse ein sittlicher Geist gebracht werden müsse.

Freund Robert, der einstweilen bei Heinrich blieb und in dessen Familie mit herzlicher Liebe aufgenommen war, hatte kein rechtes Gefallen an

dem Berufe, den Heinrich wählte. So willst du also, sagte er zu ihm, deinen Fleiß und deine Geisteskraft einem so gemeinen Geschäfte widmen? Gibt es denn keinen edleren Beruf für einen Mann von deiner Bildung und deinen Kenntnissen?

Eigentlich, erwiederte Heinrich, habe ich doch keine andern Berufskenntnisse, als die des Kaufmanns; denn was ich sonst gelernt habe, ist mehr Sache der Liebhaberei. Allenfalls könnte ich Schullehrer werden, aber doch nicht mit der Auszeichnung, die den Mann von Ehre befriedigt. Und dann würde mich ein Amt dieser Art in eine solche Abhängigkeit bringen, und meine Zeit so sehr in Anspruch nehmen, daß ich für das gemeine Wesen so gut als nichts seyn könnte. Lebte ich in einem monarchischen Staat, so würde ich vielleicht in den Staatsdienst treten, wiewohl ich eine große Abneigung gegen das Beamtenwesen habe, wie es jetzt auf dem festen Lande von Europa besteht. In unsrer kleinen städtischen Republik aber halte ich mir den Eintritt in die Regierung eben dadurch offen, daß ich ein unabhängiges Geschäft treibe, wobei mir so viel Zeit übrig bleibt, daß ich an den öffentlichen Angelegenheiten Theil-nehmen kann. Dadurch erhalte ich sogar noch mehr Einfluß und Gewicht, als

wenn ich gar kein Geschäft triebe und bloß für das Oeffentliche lebte, weil ich dann zu wenig in das bürgerliche Leben verflochten wäre. Selbst der Reichthum, wenn es mir gelingen sollte, welchen zu erwerben, würde mein Ansehen und Gewicht vermehren. Genug, ich halte es für das schicklichste, ein Geschäft zu treiben, wozu ich die erforderlichen Kenntnisse habe oder doch leicht erwerben kann, und das Uebrige, was ich an Einsichten und Kenntnissen besitze, als Mensch und Bürger in Gebrauch zu setzen.

„Die Beschäftigung mit Zählen und Rechnen, mit dem Briefwechsel und dem ganzen Mechanismus eines solchen Berufs wird dich langweilen; dein Kopf wird nicht genug und dein Herz gar nicht beschäftigt seyn."

„„Jedes Geschäft, selbst das wissenschaftliche, hat sein Trockenes, und du weißt ja aus Erfahrung, wie viel Mechanisches die Beamten-Geschäfte haben. Es ist sogar die Frage, ob ein Handelsgeschäft, das man für eigene Rechnung treibt, und wobei man auf mancherlei Weise mit Menschen in Berührung kommt, nicht mehr Anregendes und Befriedigendes hat. Uebrigens hoffe ich so viel Muße zu behalten, daß ich mich theils durch wissenschaftliche und künstlerische Nebenbe-

schäftigung, theils durch die Theilnahme an öffentlichen Geschäften schadlos halten kann.““

„Wenn nur der Zweck nicht so gemein wäre! Du willst Reichthum erwerben; und bist du ein rechter Erwerbsmann, so muß das dein Trachten seyn. Aber ich bitte dich, antworte mir: ist das ein würdiger Zweck des menschlichen Strebens? Reichthum enthält gar keinen Zweck in sich, er ist bloßes Mittel.“

„„Ganz recht! Es ist aber auch nicht mein nächster und Hauptzweck, mich zu bereichern: dieser ist, thätig zu seyn, meinen Theil an der gemeinsamen Arbeit zu übernehmen und Andern Arbeit zu verschaffen; und da der edle Mensch sich auszuzeichnen streben soll, so will ich die übernommene Arbeit mit Verstand und Geschick treiben und Andere, wo möglich, übertreffen. Da ich mich nun für meine Mühe bezahlt machen darf und soll, wie das jeder thut, der ein Geschäft führt oder ein Amt verwaltet, und die Größe der Bezahlung von der Geschicklichkeit und dem Glücke abhängt, womit ich mein Geschäft treibe: so ist es allerdings auch mein Zweck, mich so reichlich als immer möglich, bezahlt zu machen, und so mein Vermögen zu vermehren. Der Reichthum ist freilich nicht selbst ein Zweck, aber weil er die Mittel zur Erreichung vieler anderer, selbst edler

Zwecke enthält, so darf ihn der vernünftige, edle Mensch nicht verachten. Es ist nur verwerflich, Reichthum auf ungerechtem Wege zu suchen, und den erworbenen nicht auf eine vernünftige Weise zu gebrauchen; aber weder das eine noch das andere wirst du hoffentlich von mir fürchten."

„Ich fürchte allerdings, die Gewinnsucht möge nach und nach, wie ein Rost, deine edle Seele anfressen. Es ist schwer, als Erwerbs- und Handelsmann sich davon frei zu halten. Und was die ungerechten Mittel betrifft, so fürchte ich freilich nicht, daß du stehlen und betrügen wirst; allein ich halte es schon für ungerecht, sich, wie der Gewerbsherr thut, durch die schlechtbezahlte Arbeit der Armen zu bereichern. Die Gewerbs-Arbeiter fristen mit ihrem Lohne kaum ihr Leben, während der Unternehmer von Tag zu Tag reicher wird und in Fülle und Ueppigkeit lebt: ist das eine gerechte Theilung des Lohnes, auf der Grundlage der Gleichheit, die doch in allen menschlichen Verhältnissen gelten soll? Ich finde das Verhältniß des Gewerbsherrn und seiner Arbeiter wenig besser, als das des Pflanzers und seiner Sklaven, nur daß jene das traurige Recht haben, ihren Sklavendienst entweder mit dem Hunger oder einem andern nicht bessern Dienste zu vertauschen."

Heinrich wollte eben antworten, um die Befürchtungen und Vorurtheile seines Freundes zu widerlegen, als der Mann eintrat, in dessen Gemeinschaft er das zu unternehmende Geschäft treiben wollte. Er theilte ihm Roberts Gedanken mit, und bat sich seinen Beistand zu Widerlegung derselben aus.

Schlosser (so hieß der Mann) war ein durchaus ehrlicher Mensch, aber ganz Kaufmann und um so mehr seinem Geschäfte ergeben, als er ohne Vermögen und Vater einer zahlreichen Familie war. Er hörte lächelnd zu, und erwiederte: Der Herr da hegt ein Vorurtheil, das sich auf edle Gesinnung gründen mag, aber durch eine richtige Ansicht der Sache leicht zu widerlegen ist. Der Lohn, welchen die Fabrikarbeiter erhalten, ist durch den im Lande allgemein üblichen Lohn für Feld- und andere Handarbeiten und den Preis der Lebensmittel bestimmt, und der Unternehmer kauft ihre Arbeit, so wie man andere Waaren auf dem Markte einkauft, so daß alle Willkür ausgeschlossen ist und von Ungerechtigkeit gar nicht die Rede seyn kann. Fänden sich zufällig durch den Untergang oder Stillstand anderer Fabriken viele Arbeiter an einem Orte zusammengedrängt und böten sich aus Mangel eines andern Unterkommens für jeden, auch den geringsten Arbeits-

lohn an: so würde ein Unternehmer nicht nur ungerecht, sondern auch unklug handeln, wenn er ihnen weniger, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist, zugestände, weil er mit hungernden Arbeitern in die Länge nicht würde bestehen können. Sein eigener Vortheil erfordert, daß er ihnen das zu ihrem Unterhalte Nothwendige zahlt. Wenn er aber nicht mehr zahlt, als er eben kann, um nicht mit Schaden oder ohne Nutzen seine Waare abzusetzen; wenn er in Zeiten der Stockung den Arbeislohn herabsetzt, und ihn dann erst erhöht, wenn der gewinnreiche Abgang der Waaren ihn veranlaßt, mehr Arbeiter, als sonst, zu suchen, und diese durch die häufigere Nachfrage sich theurer machen; was ist dagegen einzuwenden? Es mag seyn, daß die Unternehmer sich meistens bereichern; aber es trifft auch Viele das Loos, daß sie ihr Vermögen zusetzen und zu Bettlern werden; und die, welche gewonnen haben, müssen oft in schlechten Zeiten einen Theil ihres Gewinnstes wieder zusetzen. Es ist billig, daß der Unternehmer unverhältnißmäßig mehr gewinne, als der einzelne Arbeiter; denn er hält das Ganze, und der Gewinn, den dieses abwirft, muß weit größer seyn, als der Lohn eines Theiles der Arbeit. Die Arbeit des Unternehmers ist von edlerer Art, als die des Fabrikarbeiters, und

setzt eine bessere Erziehung und höhere Kenntnisse voraus: sie muß also auch besser belohnt werden. Was aber die Hauptsache ist, der Unternehmer arbeitet mit Geldmitteln, welche schon ohne ihre thätige Anwendung Zinsen tragen; und er setzt sie auf ein mehr oder weniger gewagtes Spiel, für welche Wagniß ihm im glücklichen Falle ein bedeutender Gewinn gebührt, damit er unglücklichen Fällen gewachsen seyn könne und in Zeiten der Handelsstockung etwas zuzusetzen habe. Unternehmer und Arbeiter sind beim Antritt eines Geschäftes in ganz ungleicher Lage. Der erstere hat Geld oder Credit, und ist mit Kenntnissen ausgestattet; die zweiten sind arm und ohne geistige Hülfsmittel: was Wunder, wenn die Früchte des Geschäfts so ungleich vertheilt werden? Beklagen sich die, welche dabei zu kurz zu kommen glauben, so können sie sich über das Schicksal, nicht aber über ihren Brodherrn beschweren.

Es mag seyn, erwiederte Robert, daß die weltlichen Verhältnisse, gleichsam die Naturnothwendigkeit der Gesellschaft, das Mißverhältniß, das zwischen der Armuth der Arbeiter und dem Reichthum der Unternehmer besteht, herbeiführen; es mag dieses auch nach gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht nicht ungerecht seyn; aber das sittliche Gefühl beleidigt es immer. Es ist

im gemeinen Sinne nicht ungerecht, wenn der glückliche Reiche seinen wohl erworbenen Reichthum genießt, und neben ihm der verunglückte Arme in Dürftigkeit schmachtet; und doch wird jener, wenn er ein sittliches Gefühl im Busen trägt, diesem aufzuhelfen suchen. Es ist nicht ungerecht, wenn ich für mein Geld eine Pflanzung mit Sklaven kaufe, und diese für mich arbeiten lasse; und doch spricht das sittliche Gefühl dagegen. Der Arme, der nichts als grobe Handarbeit gelernt hat, ist durch das Schicksal in eine ähnliche Lage, wie der Leibeigene, versetzt: die Gesetze erlauben, davon Nutzen zu ziehen, aber das edle Gefühl sträubt sich dagegen.

Mir scheint, versetzte Heinrich, daß der Unternehmer eines Fabrikgeschäfts wohl die berechnende Klugheit des Kaufmannes mit dem Edelmuthe des Menschenfreundes verbinden kann. Er muß sich wohl nach den geltenden Preisen und dem Gange des Geschäfts richten, und kann daher seine Arbeiter nicht willkürlich bezahlen; aber er kann und soll sie in Zeiten der Noth unterstützen, was schon die Klugheit gebietet, damit er sie sich für bessere Zeiten bewahre, und er kann diejenigen, welche ihm die besseren Dienste leisten, und treu bei ihm aushalten, besser bezahlen. Daß die Fabrikarbeiter gewöhnlich arm sind und von

der Hand in den Mund leben, so daß sie in beständiger Abhängigkeit bleiben, hat weniger seinen Grund in der Niedrigkeit ihres Lohnes, als in der sittlichen Verwilderung derselben. Sie wissen nicht zu sparen, haben keinen Sinn für häusliche Wohlhäbigkeit, und leben leichtsinnig in den Tag hinein. Ein wohlgesinnter Unternehmer sollte daher darauf denken, seine Arbeiter zur Sparsamkeit zu gewöhnen, ihnen Gelegenheit verschaffen, das Ersparte vortheilhaft anzulegen, und ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, damit sie lernten, sich ordentlich einzurichten und an einem häuslichen Leben Geschmack zu gewinnen. Und da eine gute Erziehung den Grund zu allem Guten, auch zum Fleiß und zur Sparsamkeit, legt und die meisten Leute dieser Art sie in ihrer Jugend entbehrt haben: so sollte ein wohlgesinnter Unternehmer vorzüglich dafür sorgen, daß die Kinder seiner Arbeiter eine gute Erziehung erhalten; und er ist dazu gewißermaßen verpflichtet, wenn er, wie es in unsrer Fabrik der Fall seyn wird, die Kinder mit zur Arbeit braucht. Ich werde dem Beispiele eines edlen Mitbürgers folgen, und bei unsrer Fabrik-Anlage eine ordentliche Schule errichten, in welcher die Kinder, so lange sie unbeschäftigt sind, in den nothwendigsten Kenntnissen unterrichtet werden.

Robert schien durch diese Aeusserungen seines Freundes einigermaßen beruhigt zu seyn, und entfernte sich, um ihm Zeit zu lassen, mit seinem Geschäfts-Genossen sich über die gemeinschaftliche Unternehmung zu besprechen. Es waren noch einige Punkte des zu schliessenden Geschäfts-Vertrags ins Reine zu bringen, womit sie auch wirklich jetzt zu Stande kämen.

Da Schlosser keine Geldmittel in das Geschäft einbrachte, und Heinrich die ganze Wagniß auf sich nahm: so wurden beide mit einander darüber einig, daß der erstere einen bestimmten Jahrgehalt und gewiße Procente vom Ertrage des Geschäfts erhielt, der zweite aber Herr des Ganzen blieb, und somit freie Hand behielt, ausser dem Kreise des eigentlichen Geschäftes seinen menschenfreundlichen Neigungen folgen zu können.

Da Heinrich nunmehr über diesen wichtigen Gegenstand zur Gewißheit gekommen war, so dachte er desto ernstlicher daran, auch seinen Freund Robert zum Ergreifen eines Lebensberufes zu bewegen. Er wünschte, daß er ebenfalls ein bürgerliches Geschäft wählen möchte, und stellte ihm die Vortheile ins Licht, die ein solches gewähre, und daß er dadurch besonders die Unabhängigkeit erlangen würde, die ihm bei seinem Freiheitssinne zum Lebensglücke nothwendig sei. Das Beamten-

leben hatte ihm nicht gefallen, und konnte ihm jetzt nach seinen Irrfahrten nach Neapel und Griechenland noch weniger gefallen. Dazu kam, daß die Lähmung des rechten Armes ihn zum Schreiben untauglich machte, und ob er gleich sich mit der linken Hand übte, doch selbst daran verzweifelte, sich je die Fingerfertigkeit zu erwerben, die, wie er sagte, ein deutscher Beamter haben müßte. Wollte und konnte er aber nicht Beamter werden, so blieb ihm fast keine andere Wahl übrig, als irgend ein Geschäft zu beginnen, wobei er der Feder nicht so sehr bedurfte. Die Wahl eines solchen Geschäfts war aber nicht leicht, und Heinrich sann vergebens auf passende Vorschläge, die er ihm machen könnte. Auch sein Schwager Dietrich, den er darüber zu Rathe zog, wußte nichts anzugeben. Beide fielen zwar darauf, daß Robert Landwirth werden sollte; indem es ihnen bekannt war, daß er früher als Cameralist sich mit dem Studium der Landwirthschaft abgegeben hatte und als Sohn eines Gutsbesitzers auf dem Lande erzogen war; aber die Güter in der Schweiz sind theuer, ihre Bewirthschaftung wirft für den, der nicht selbst Hand anlegt, wenig ab, und nur wer im Besitze eines bedeutenden Vermögens ist, kann als vornehmer Landwirth leben. Heinrich verbarg dem Freunde die Sorge, die er im Stillen für

ihn trug, und dieser schien selbst unbesorgt zu seyn und leichtsinnig für den Augenblick zu leben.

Mittlerweile aber sorgte das Schicksal für Robert auf eine ungesuchte Weise. Adelbert fand an seiner Gesellschaft viel Geschmack, und sah ihn gern bei sich, so wie auch er Anhänglichkeit an ihn zeigte. Nun hatte jener ausser dem Landsitze in der Nähe der Stadt, den er bewohnte, noch ein größeres Gut in einiger Entfernung gekauft, das er mit Hülfe eines Verwalters selbst bewirthschaften wollte, indem er bei der Muße, deren er genoß, eine Beschäftigung suchte, und Geschmack an der Landwirthschaft zu gewinnen anfing. Nach diesem Gute machte er fast täglich Ausflüge, und nahm Roberten gewöhnlich mit, mit dem er die Aecker, Matten und Wälder in Augenschein nahm, und die vorzunehmenden Verbesserungen besprach. Dabei zeigte es sich, daß Robert, als ehemaliger Cameralist, nicht gemeine landwirthschaftliche Kenntnisse besaß. Adelbert äusserte, daß es Schade sei, wenn er davon keinen Gebrauch machte, und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, Landwirth zu werden. Nun dazu, antwortete Robert, würde ich mit meinem steifen Arme wohl noch am ersten taugen. Bald darauf zeigte sich eine vortheilhafte Gelegenheit, ein Gut zu kaufen; und da Robert noch einiges Vermögen

besaß, und Adelbert die übrigen Gelder herzuschießen sich erbot: so entschloß sich jener wirklich zum Ankaufe und zur Niederlassung.

Heinrich hatte über diesen Entschluß eine große Freude, wenn ihm gleich die Bedenklichkeit blieb, ob Robert, da er genöthigt war, fremdes Geld zu Hülfe zu nehmen, sein bequemes Auskommen finden würde.

So hast du also doch, sagte er zu ihm, als er ihm Glück wünschte, meinen Wunsch erfüllt, und ebenfalls ein nützliches Geschäft erwählt! Du wirst Landwirth, und ich Fabrikant: das paßt gut zusammen, und es fehlte nur noch, daß du mir die Erzeugnisse liefertest, und ich sie verarbeitete.

„Ich tauge ja zu nichts Besserem, und von allen Gewerbsarten scheint mir die Landwirthschaft noch die edelste und gemüthlichste zu seyn. Am anziehendsten ist sie in einem so schönen und fruchtbaren Lande, wie dieses ist, wo die Natur die Beschäftigung mit ihr so freundlich belohnt. Du mußt einmal mein Gut besuchen, um zu sehen, wie reizend es gelegen ist.“

„„Nun fehlt aber noch das Beste, mein Freund! nämlich eine tüchtige Hausfrau und eine liebe Gesellschafterin in den langen, einsamen Wintertagen.““

Robert lächelte. „Glaubst du denn, daß ich diesen Entschluß gefaßt hätte, ohne daß Freund Amor mich dazu ermuntert hätte?. Bei meinen Besuchen auf Adelberts Landgute lernte ich die Tochter eines benachbarten reichen Landmannes kennen, ein liebes, sanftes und nicht ungebildetes Mädchen, das mir nicht übel gewogen zu seyn scheint: bei ihr denke ich mein Glück zu versuchen; und wenn sie mein Weib wird, so hoffe ich nicht nur durch ihre Liebe glücklich zu werden, sondern auch meine Lage zu verbessern; denn sie bringt mir ein bedeutendes mütterliches Vermögen zu, dessen ich in der That sehr nothwendig bedarf."

„„Nun, diese Aussicht nimmt mir eine Sorge vom Herzen, die ich dir verbergen zu müssen glaubte. Mit größtentheils fremdem Gelde würdest du schlechte Geschäfte gemacht haben.""

„Das sah ich wohl ein, denn so viel weiß ich auch zu rechnen. Wünsche mir Glück zu meiner Bewerbung! Gelingt sie mir, so hoffe ich mich mit dem Schicksale auszusöhnen und von meinen Kämpfen und Unfällen auszuruhen. Meine politischen Ideen muß ich freilich vergessen!"

„„Nun diesen Ideen hast du genug geopfert, und jetzt bist du vom Schicksal selbst darauf angewiesen, in das ruhige Verhältniß des Bürgers

einzutreten, und einen kleinen, friedlichen Kreis des Daseyns und Wirkens auszufüllen. Uebrigens genießest du ja in der That das Glück, in einem Freistaate zu leben, und siehst deine Ideen, wenn auch nicht ganz deinen etwas überspannten Erwartungen gemäß, verwirklicht.““

Sechstes Kapitel.

Cölestinens Mutter und Oheim waren abgereist, hatten aber die Tochter bei Euphrosyne zurückgelassen, indem diese ihnen vorstellte, daß es unbillig sei, die Liebenden gleich nach dem Wiedersehen von einander zu trennen. Sie selbst hing so sehr an der Freundin, daß sie ungern ihre Nähe entbehrte, wodurch sie zugleich den täglichen Umgang Heinrichs genoß.

Das edle Weib fühlte sich ganz glücklich in der gelungenen Ausführung ihres Lieblingsplanes, Heinrich mit Cölestine verbunden zu sehen und an Beider Seite zu leben. Sie hatte ihre Neigung zu Heinrich glücklich bekämpft, und eben dadurch bekämpft, daß sie diese Verbindung beförderte, wodurch sie ihrer Liebe eine andere Richtung gab, ihr jede mögliche unrechtmäßige Hoffnung benahm und ihr zugleich diejenige Befriedigung zuführte, welche allein erlaubt war, nämlich den Genuß der Freundschaft des ehemals Geliebten. Eine Andere hätte diesen vielleicht zu vergessen gesucht, und alle Verbindung mit

ihm abgebrochen; leichter wäre der Kampf auch gewesen, aber nicht so ehrenvoll. Beim Wiedersehen des ehedem so innig geliebten Freundes fühlte ihr Herz eine Regung, die wohl eher der Liebe, als der Freundschaft, angehörte; und als er damals sich mit Cölestine von der Gesellschaft trennte, und die Einsamkeit aufsuchte, um mit ihr ein vertrauliches Wort zu sprechen, entschlich ihrem Auge eine Thräne der Wehmuth. Aber es war der letzte Kampf, den sie zu bestehen hatte, und seitdem war sie in Gesellschaft der beiden Liebenden immer von Herzen heiter.

Es gefiel ihr sehr wohl an ihrem neuen Wohnorte; und wirklich war ihr Landsitz ausserordentlich reizend gelegen. Ich habe noch nie, sagte sie einst zu Heinrich und Cölestine, das Glück genossen, von Morgen bis Abend ungestört und ruhig im Freien zu seyn, beim Anblicke einer schönen Landschaft zu lesen, zu zeichnen, zu musiciren, die Frische des Morgens und die Kühlung des Abends zu genießen, den lieblichen Wechsel von Licht und Schatten, die mannichfaltige Beleuchtung, zu beobachten, mit einem Worte, so ganz mit und in der Natur zu leben. Diese Berge sind mir schon recht liebe, vertraute Freunde geworden, die mit mir eine stille, bedeutsame Sprache des Gefühls reden; mein Auge weidet

sich an ihren Formen, ihren stets wechselnden Farben und Lichtern, und meine Einbildungskraft wandert an ihnen behaglich hin und her.

Man wird so ruhig auf dem Lande, bemerkte Cölestine: man ist nicht zerstreut, und doch beschäftigt und unterhalten. Der ruhige Kreislauf der Natur, der Auf- und Untergang der Sonne, die gleichmäßige Entwickelung des Wachsthums thut dem Gemüthe wohl, und flößt ihm Frieden ein.

Der Mensch ist ein Kind der Erde, sagte Heinrich, und es thut ihm wohl der guten Mutter ins Auge zu schauen, ihren Athem zu fühlen, ihre Lebensordnung zu theilen. Schon daß auf dem Lande das Auge auf große, der menschlichen Willkür entzogene, allein der Gewalt der Elemente unterworfene Gegenstände hingezogen und nicht immer, wie in der Stadt, an die Werke menschlicher Kunst und Absichtlichkeit gebunden ist, daß der Mensch dadurch aus sich heraus versetzt, über sich selbst erhoben wird, macht ihn ruhig, und stillt das innere begehrliche Treiben seiner Seele. — Es freut mich innig, daß es meiner Freundin in meiner Heimath gefällt; aber wie wird es im Winter gehen, wenn Sie das gute Theater, die vortrefflichen Concerte und

die belebte und geistvolle Geselligkeit einer norddeutschen Hauptstadt vermissen? Sie haben noch keine Kenntniß von der stillen, beschränkten Art zu leben, die in meiner Vaterstadt zu Hause ist; und ich muß fürchten, daß Sie die Bildung des weiblichen Geschlechts weit unter dem Maßstabe finden, dessen Sie gewohnt sind.

„Das hat man mir in Norddeutschland genug gesagt, aber ich glaube, daß man ein ungerechtes Vorurtheil gegen die Schweizerinnen in dieser Hinsicht hegt. Diejenigen, die ich kennen gelernt habe, scheinen an Kenntnissen den gebildetsten deutschen Frauen nicht nachzustehen, sie sogar in mancher Hinsicht zu übertreffen. Sie besitzen eine viel grössere Kenntniß der französischen Sprache und Litteratur; als man gewöhnlich bei deutschen Frauen findet; und in der deutschen Litteratur sind sie auch nicht fremd. Nur scheint sie eine gewisse Schüchternheit zu verhindern, in Gespräche über Litteratur und Geschmacksgegenstände tief einzugehen; aber vielleicht liegt der Grund davon einzig in ihrer Ungeübtheit in der hochdeutschen Sprache.“

„„Es ist auch bei uns nicht gewöhnlich, daß Frauen sich viel über solche Dinge unterhalten, weder unter einander, noch mit Männern; und

darin liegt wohl ein Hauptgrund ihrer Ungeschicklichkeit in dieser Art von Gespräch.““

„Nun, ich möchte dieses nicht ganz tadeln. Wenigstens wird dadurch die Ziererei, die man in Deutschland mit Bildung und Geschmack zu treiben pflegt, vermieden.“

Aber, wandte Cölestine ein, wenn von der wirklichen Unterhaltung solche Gegenstände ausgeschlossen sind, so dreht sie sich gewöhnlich um gemeine Dinge, Putz, Vergnügungen, gesellige Vorfälle, Familien- und Stadtgeschichten, und die Gesinnung erhält eine gemeine Richtung.

Ein Hauptfehler unserer Geselligkeit, bemerkte Heinrich, ist, daß sie zu sehr auf die Familienkreise und die Zirkel der Altersgenossen und Bekannten desselben Geschlechts beschränkt ist, und der mannichfaltigen Mischung entbehrt, wodurch allein ein vielseitiger Austausch der Gedanken möglich ist. Es gibt übrigens bei uns nur geschlossene und geladene Gesellschaften, wobei natürlich die Bewirthung mit Speise und Trank eine zu wichtige Stelle einnimmt; und es fehlt jene freie Geselligkeit, wie ich sie bei Ihnen, liebe Euphrosyne, gefunden habe, wo an einem bestimmten Tage sich die Freunde des Hauses versammelten, so oft sie Lust hatten.

Nun wir können ja, erwiederte Euphrosyne, hierin einen neuen Ton angeben, und finden vielleicht Nachahmer.

Es wäre mir lieb, sagte Heinrich, wenn es Ihnen gelänge, die bestehenden engen Schranken zu durchbrechen. Lebendige Geselligkeit scheint mir zur Anregung des öffentlichen Lebens nothwendig zu seyn. Familien- und Cotterie-Geist in der Geselligkeit begünstigt das Parteiwesen und die Oligarchie, wenigstens die Scheu vor der Oeffentlichkeit der Staatsgeschäfte und der öffentlichen Erörterung der gemeinsamen Angelegenheiten in Rede und Schrift. Wir hätten vielleicht in der Schweiz Preßfreiheit und offene große Räthe, wenn wir große Gesellschafts-Säle und gemischte Gesellschaften hätten.

Aber dann hätten wir vielleicht auch, warf Cölestine ein, den Leichtsinn der Pariser in den Sitten, ihre feine Buhlerei, ihre Eitelkeit und alle die Unarten, welche eine große Freiheit im geselligen Umgange mit sich bringt.

Aller Bildung und Gesittung, bemerkte Heinrich dagegen, geht eine Verbildung und Sittenverderbniß zur Seite; und wenn man diese vermeiden wollte, so müßte man auf jene Verzicht leisten. Bei uns sind freilich die ehelichen Sitten weit reiner, als in der sogenannten großen

Welt; doch halte ich es für möglich, daß auch eine freiere Geselligkeit mit Sittenreinheit bestehen kann. Laster sind nur durch Mangel an zartem Gefühl oder sittlichem Geschmack möglich, und wo dieser überhand nimmt, da müssen jene weichen. Es gab eine Zeit, wo es in der studierenden und vornehmen Jugend Deutschlands für eine Ehre galt, lasterhaft zu leben; jetzt scheut sich jeder, seine Ausschweifungen zu gestehen.

Halten Sie nicht, fragte Euphrosyne Heinrichen, ein Theater für nothwendig zur Belebung der Geselligkeit? und finden Sie es unausführbar, in Ihrer Vaterstadt ein gutes herzustellen?

Allerdings, erwiederte er, trägt ein Theater sehr viel zur Belebung der Geselligkeit bei, und gibt mannichfaltige Anregungen und Vereinigungspunkte. Aber ein schlechtes oder mittelmäßiges schadet mehr, als daß es nützt, indem es den Geschmack verderbt, und ihm eine falsche und gemeine Richtung gibt. Um ein gutes in meiner Vaterstadt herzustellen, müßte die Regierung oder der Gemeingeist der Bürger gewisse bedeutende Unterstützungen leisten; auch wäre eine verständige Aufsicht nöthig, damit die guten Sitten und der Geschmack nicht litten. Damit aber alles dieses zu Stande kommen könnte, müßte eines Theils die Liebe für diese Art geistiger Unterhaltung und

der gute Geschmack, andern Theils der Gemeingeist weit mehr Fortschritte unter uns gemacht haben; und ehe wir so weit sind, muß noch vieles andere, weit Nothwendigere geschehen. Einen Nutzen hat ein auch mittelmäßiges Theater, nämlich daß man dadurch, wenn auch auf eine unvollkommene Weise, mit dem dramatischen Geschmacke der Zeit und den neueren Hervorbringungen in Bekanntschaft erhalten wird, wiewohl das Lesen der Schauspiele und die Privatunterhaltung mit Klavierauszügen von Opern einigen Ersatz gewährt.

„Ja, daran wollen wir uns halten; wir wollen gemeinschaftlich lesen und musiciren. Und dann sollen uns die Concerte auch einigen Ersatz für die Opern gewähren. Zu deren Verbesserung läßt sich doch wohl leicht etwas thun?“

„„Leicht, wenn guter Wille und Theilnahme vorhanden ist, wenn begüterte Liebhaber der Musik durch ausserordentliche Beiträge, und solche, welche Kunstgaben besitzen, durch diese, Unterstützung gewähren. Ich hoffe, Sie, liebe Freundin, werden unser Publikum mit Ihrem schönen Gesange erfreuen, und meine Cölestine wird mit ihrem Klavierspiele nicht zurückhalten.““

Cölestine entschuldigte sich mit ihrer Schüchternheit, und warf den Zweifel auf, ob es über-

haupt dem feineren weiblichen Zartgefühle nicht entgegen sei, öffentlich aufzutreten.

Heinrich bemerkte dagegen: „Es sei ein grosser Unterschied, wie und aus welchem Beweggrunde man auftrete. Seine Gaben und Fertigkeiten um des Gewinnes willen öffentlich auszustellen, sei allerdings dem höheren weiblichen Stolze zuwider, wiewohl es die Ehre eigentlich nicht verletzte, wenn man, durch die Umstände gezwungen, einen solchen Beruf treibe; wenn aber ein unabhängiges Frauenzimmer aus Liebe zur Kunst und aus Wohlwollen für das Publikum einen Beitrag zum öffentlichen Vergnügen liefere, so könne solches nur Dank und Lob verdienen.“

„„Aber kann man nicht durch ein solches Auftreten den Schein der Eitelkeit auf sich laden.““

„Wohl und vielleicht mit Recht; aber die bessere Gesinnnng, mit welcher man es thut, gibt sich doch immer unzweifelhaft kund, und widerlegt am Ende allen Verdacht. — Es ist kein gutes Zeichen der herrschenden Gesinnung in meiner Vaterstadt, daß man so wenig zur Verschönerung der öffentlichen Unterhaltung und Geselligkeit thut. Es scheint noch der falsche Grundsatz zu herrschen, daß man nur in so fern daran Theil zu nehmen habe, als man seine Rechnung dabei finde. Das ist aber eine unedle, selbstsüchtige Gesinnung. Vom

Bedürfniß geht zwar zunächst Alles und auch die Geselligkeit aus. Die Menschen suchen einander, weil sie einander bedürfen, und bezahlen sich gegenseitig mit ihren geselligen Leistungen. Aber je edler der Mensch ist, desto uneigennütziger ist er in Allem, und so auch in der Geselligkeit. Der wohldenkende Hausvater ladet seine Freunde ein nicht bloß, weil er sich selbst ein Vergnügen bereiten will, sondern auch aus Wohlwollen, in der Absicht, ihnen eine Freude zu machen. So sollte man auch an der öffentlichen Geselligkeit und Unterhaltung nicht bloß in so fern Theil nehmen, als man dadurch sein eigenes Bedürfniß befriedigt, sondern aus Gemeingeist und Liebe zur Sache es sich angelegen seyn lassen, daß das öffentliche Leben sich auch in diesem Gebiete so viel als möglich entwickele und veredele, und sollte dafür Opfer bringen. Ich habe oft die von fremden Virtuosen gegebenen Concerte, die mir nicht anziehend genug waren, nur darum besucht, weil ich wünschte, daß ihre Gaben Anerkennung und Ermunterung finden möchten, und habe meine Muße- oder Arbeitsstunden mit einigem Widerstreben aufgeopfert. Aber die Meisten denken in solchen Fällen nur an sich, und suchen entweder die Befriedigung ihrer Neugierde oder ihres geselligen Bedürfnisses, oder folgen höchstens ihrer

Liebe zur Kunst, die aber bei ihnen ganz eigennützig ist.“

Euphrosyne scherzte ein wenig darüber, daß Heinrich in Alles, selbst in das gesellige Leben, den Gemeingeist hineintragen wollte, obschon sie fühlte, daß er Recht hatte, und ganz die Gesinnung besaß, die er forderte.

Warum soll nicht, sagte er lebhaft zu seiner Vertheidigung, die höhere, uneigennützige Liebe sich in Allem beweisen? Warum soll nicht der Mensch in Allem, was er treibt, und selbst in dem, was er genießt, sich der eigensüchtigen Vereinzelung entheben und sich als Glied des Ganzen beweisen, als welches er erst Mensch im wahren Sinne des Wortes ist? Wir sind offenbar in unsern Genüssen zu selbstsüchtig und zu sehr auf unser Hauswesen beschränkt. Wir wenden viel auf die häusliche Bequemlichkeit, auf kostbare Geräthe und Verzierungen, schmücken unsre Zimmer mit kostbaren Gemälden, und setzen unsern Stolz darein, in einer anständigen und geschmackvollen Umgebung zu wohnen; uns kümmert es aber nicht, wie es um das große Haus, in welchem wir alle wohnen, unsre Vaterstadt und deren Umgebung, steht, und überlassen die Sorge dafür den öffentlichen Behörden. Wie viel Unreinliches und Unanständiges in den Strassen, an den öffentlichen

Gebäuden, an den Thoren der Stadt, beleidigt das Auge! wie wenig Annehmlichkeit bieten die Umgebungen dar! Und das sehen unsre Reichen, welche ihre prächtigen Häuser und Landgüter bewohnen, mit Gleichgültigkeit, und Keinem fällt ein, etwas für den öffentlichen Geschmack und das Vergnügen der Einwohner zu thun. Die reichen Römer verschwendeten ihre Güter an die Verschönerung der öffentlichen Gebäude und an Volksfeste, die vielleicht nur einen Tag dauerten; freilich thaten sie es, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, von ihm zu Ehrenstellen und Statthalterschaften befördert zu werden und sich dann durch die Plünderung der Provinzen wieder schadlos zu halten; aber könnte und sollte nicht bei uns Aehnliches aus reiner Uneigennützigkeit geschehen? Ein Lieblingsgedanke von mir ist, ein öffentliches Museum zu stiften, in welches die Kunstbesitzer ihre Schätze abliefern und dem öffentlichen Kunstgenusse widmen sollen. Würden sie nicht in öffentlicher Gemeinschaft ihre Kunstwerke in einem höhern Sinne genießen, und durch den Genuß derer, welche ihre Mitbürger gleichfalls aufstellten, so wie durch die Dankbarkeit des Publikums, reichlich und ehrenvoll belohnt werden? Einfachheit, Anspruchlosigkeit und Mäßigkeit im Privatleben, und Freude am Glanze des öffentlichen Lebens, Frei-

gebigkeit dafür und frohe, mitbürgerliche Theilnahme am gemeinsamen Genusse, darin sollten die Edeln und Reichen ihren Stolz und ihre Lust finden.

Cölestine gab diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit Beifall, und Euphrosyne sagte:

Wenn ich mich auch noch nicht zu Ihrer vollkommenen Uneigennützigkeit erhebe, so will ich Ihnen doch einen Gedanken zur Verschönerung der Umgebung Ihrer Vaterstadt mittheilen, den ich seit einiger Zeit mit mir herumtrage. Die Aussicht von unserm Landhause ist vorwärts vortrefflich, aber hier zur Rechten stört mich der kleine, kahle Hügel; und ich hätte Lust daselbst ein Wäldchen anpflanzen zu lassen, das für die Spaziergänger der Stadt einen angenehmen Ruhepunkt abgäbe, wenn man darin Sitze anbrächte und einen offenen Gartensaal errichtete. Ferner ist mir der Feldweg von unserm Gute zu dem Ihres Oheims, wohin ich so gern spazieren fahre, durch seine schlechte Beschaffenheit und den Mangel an Schatten ärgerlich, und ich hätte wohl Lust, ihn auf meine Kosten bessern und mit Bäumen bepflanzen zu lassen.

Heinrich bezeugte seinen freudigen Beifall.

Aber verkennen Sie nicht, sagte Euphrosyne, daß dabei Eigennutz im Spiele ist; es ist mir zu-

nächst dabei um mein eigenes Vergnügen zu thun.

Das ist ja gerade recht, versetzte Heinrich, wenn sich der eigene Nutzen mit dem allgemeinen verbindet, wenn der besondere Geschmack eine solche Richtung nimmt, daß dadurch öffentliche Verschönerungen zu Stande kommen. Alle Beiträge und Opfer für das Oeffentliche sollen mit Liebe dargebracht werden, und man soll darin eine Erhöhung seiner eigenen Lebenslust finden. Wenn man an dem, was man für das Oeffentliche thut, Freude findet, so ist es ja weit besser, als wenn man es mit Widerstreben thut. Unsre Theilnahmlosigkeit am Oeffentlichen hat eines Theils im Mangel an Liebe und Gemeingeist seine Quelle, andern Theils aber auch in einem engherzigen Geschmacke, in dem noch todten Sinne für das wahrhaft Schöne und Erfreuliche, in einer Unfähigkeit, auf eine edle und großartige Weise zu genießen. Und darum hoffe ich für die Verbesserung unsres öffentlichen Lebens in dieser Hinsicht eben so sehr und fast noch mehr von der zunehmenden Herrschaft des guten Geschmakkes, als der Verbessernng der sittlichen Gesinnung.

Lieber Heinrich, sagte Cölestine, indem sie seine Hand faßte, und er seinen Arm um sie

schlang, ich verstehe dich ganz, und es soll dir nie an meiner aufrichtigen Theilnahme und Mitwirkung in Ausführung solcher Gedanken fehlen.

Siebentes Kapitel.

Ueber ähnliche Gegenstände unterhielt sich unser Freund oft und gern mit seinem Schwager Dietrich. Beide suchten sich mit einander über die gemeinnützige Wirksamkeit, der sie sich von nun an gemeinschaftlich widmen wollten, zu verständigen, und ihre Ansichten gegenseitig zu berichtigen und zu erweitern.

Wie wir wissen, war der Geist gemeinsamer Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit schon ziemlich lebhaft in Heinrichs Vaterstadt erwacht, beschränkte sich aber noch zu sehr auf die niedern Angelegenheiten des Lebens, die Versorgung der Armen und Waisen und die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts der untern Volksklassen. Einiges war auch schon für die Verbesserung der höheren Schulen geschehen, und zwar theils durch gemeinsame Mitwirkung der Bürger, theils durch die Regierung. Was besonders Lob und Nachahmung verdiente, war, daß ein Verein von Bürgern der Regierung mit Verbesserungs-Versuchen voranging, und letztere dann, wenn

sie sich durch die Erfahrung bewährten, feste Anstalten darauf gründete. Heinrich und Dietrich glaubten aber, daß in diesem Gebiete noch mehr geschehen, und der Liebe und Achtung für die höhere wissenschaftliche Ausbildung mehr Vorschub geleistet werden müßte. Dieß schien um so nöthiger, aber auch um so schwieriger, weil man nicht bloß mit der Gleichgültigkeit der Ungebildeten, sondern auch mit den Vorurtheilen einer falschen, düstern Frömmigkeit zu kämpfen hatte.

Es bestand in der Stadt eine höhere Lehranstalt für die Theologie und die dazu gehörigen Hülfswissenschaften, welche aber noch ganz die alte, unzweckmäßige Einrichtung hatte, und, mit wenig Ausnahmen, unbrauchbare, zwar gelehrte, aber unthätige und schläfrige Lehrer zählte. Heinrich hatte nun den Plan gefaßt, den sein Schwager höchlich billigte und mit Eifer ergriff, eine Lehranstalt für allgemeine Wissenschaften, Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Staatswissenschaften, zu stiften zum Besten derjenigen Bürgerssöhne, welche nicht gerade einen gelehrten Beruf wählen, aber sich doch eine höhere Bildung geben wollten. Es war klar, daß durch die Verbreitung des Lichtes der Wissenschaft der Geist der Bürgerschaft eine höhere Richtung erhalten, und die gemeine, dumpfe Eigensucht, der niedrige,

beschränkte Sinn für Erwerb und Gewinn, der Geldstolz und die Genußsucht, und auf der andern Seite die düstere Einseitigkeit der befangenen Frommen und ihre Gleichgültigkeit für das bürgerliche Leben und die gemeinsamen Angelegenheiten am besten bekämpft und besiegt werden würden. Die beiden Freunde erkannten aber wohl die Schwierigkeiten, die ihnen bei dem Unternehmen dieses großen Werkes im Wege standen, und pflogen nicht nur unter sich, sondern auch mit einigen Gleichgesinnten, die sie dafür gewonnen hatten, häufige und ernstliche Berathungen. Da diese sich auf örtliche Verhältnisse bezogen, so wollen wir unsre Leser nicht damit unterhalten, und nur bemerken, daß Heinrichs Bemühungen sich zwar langsam dem Ziele näherten, aber doch einen für den Anfang erfreulichen Erfolg versprachen. Die Freigebigkeit seines Oheims und Adelberts unterstützte ihn kräftig, und er selbst und Dietrich zeigten, daß sie für ihre Ideen nicht bloß zu sprechen, sondern auch zu handeln und zu opfern fähig waren.

Ein bisher fast ganz vernachlässigter Zweig der öffentlichen Erziehung in Heinrichs Vaterstadt war das Turnwesen, welches unsrem Freunde zur Erfrischung des jugendlichen Lebens, zur Beförderung einer gesunderen, kräftigeren Sitte, zur

Bewahrung vor weichlichen, lasterhaften, geschmacklosen Vergnügungen, höchst nothwendig schien. Er achtete Jahn, welcher die Leibesübungen unter jenem Namen als ein vorzügliches Heilmittel unsres verweichlichten Stubenlebens empfohlen hat, sehr hoch, und war der Meinung, daß erst die Zukunft ihm volle Gerechtigkeit werde widerfahren lassen, obschon er mißbilligte, daß er in das Turnwesen eine politische Tendenz gelegt und die Turner zu Staatsverbesserern hatte erziehen wollen. Indessen sah auch er in der turnerischen Erziehung ein Beförderungsmittel des Sinnes für das öffentliche Leben und des Gemeingeistes, indem nämlich die jungen Leute dadurch noch mehr, als durch den Besuch der öffentlichen Schulen, mit einander bekannt werden, etwas gemeinsames mit einander treiben, unter einander wetteifern, und auf etwas hingerichtet werden, was sich nicht auf den Erwerb und das Berufsleben, sondern auf das rein Menschliche und Bürgerliche bezieht. Er glaubte, daß die Turnplätze ungefähr dasjenige leisten würden, was die Gymnasien der Alten geleistet; und so wie diese die Vorübungsplätze für die öffentlichen olympischen und andern Spiele waren, so ging Heinrich auch auf etwas Aehnliches, auf öffentliche Volksspiele und Volksfeste, aus. Letztere hielt er für nothwendig zur erfrischenden

Anregung des öffentlichen Lebens, das eben so gut, wie das Privatleben, seine fröhliche Seite haben müsse; nur dürfe das Vergnügen dabei nicht Hauptzweck, sondern einer politischen Idee untergeordnet seyn. Der Mensch soll sich nicht bloß in Sachen des Bedürfnisses und Ernstes, sondern auch in der fröhlichen Lebenslust als Glied des Ganzen fühlen, und die Freude, welche ihrer Natur nach die Gemeinschaft sucht, soll zu gewissen Zeiten die ganze Masse des Volkes, als einen Gesammtkörper, durchdringen. Auch zur Ausführung dieses Planes traf Heinrich mit seinem Schwager gewisse Einleitungen.

Sein vorzüglichstes Augenmerk aber war auf die Belebung des Bürgersinnes und der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gerichtet; und in dieser Hinsicht hatte er Vieles an seiner Vaterstadt zu tadeln, und Vieles zu wünschen und zu bedenken. Er fand, daß man zu gleichgültig und todt war für die Angelegenheiten sowohl der Stadt, als des Cantons und der Eidgenossenschaft. Es kam nicht selten vor, daß Raths- und andere Stellen ausgeschlagen oder doch ungern angenommen wurden; Manche vermieden fast alle öffentlichen Aemter, und diejenigen, welche sich darum bewarben, waren gerade

nicht immer als die Uneigennützigsten und Wohlgesinntesten bekannt.

Sollte es nicht, sagte Heinrich zu seinem Schwager, mit dem er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, eine Ehrensache für die reicheren und gebildeteren Bürger seyn, sich der öffentlichen Geschäfte anzunehmen? Es ist so schön, daß bei uns die Staatsämter mit geringen, fast nichts bedeutenden Besoldungen verbunden und eigentliche Ehrenämter sind: warum nun betrachtet man sie nicht so, und beeifert sich nicht, sie anzunehmen und zu verwalten?

Anders wird es wohl in diesem Stücke überall nicht seyn, erwiederte Dietrich, wo nicht die Triebfedern der Hab- Ruhm- und Herrschsucht in Bewegung gesetzt werden. Die natürliche Trägheit und Bequemlichkeitsliebe bedarf eines sinnlichen Reizmittels; und es ist zu viel verlangt, daß die sittliche Gesinnung bei Allen durch sich selbst stark genug seyn soll, sie zu überwinden. Da bei uns die Staatsämter weder mit reichem Einkommen, noch glänzender Ehre, noch großer Gewalt ausgestattet seyn können, und also die Begierden der Menschen nicht reizen (was doch auch nicht zu wünschen wäre): so müssen wir es uns wohl gefallen lassen, daß sich anstatt der Aemter-Sucht gerade die entgegengesetzte Krankheit zeigt.

„Wohl, die Sache mag ihre Entschuldigung finden, aber darum sollten wir doch auf Mittel denken, dem öffentlichen Geiste mehr Schwung zu geben.“

„„Weißt du dergleichen Mittel vorzuschlagen? Mir scheint, es gibt dafür keine andern, als diejenigen, welche auf die Verbesserung der Erziehung und Denkart überhaupt abzwecken. Gib dem Menschen den edeln Sinn, seine Ehre und Freude nicht in dem Genusse und der Verwaltung seines Vermögens, nicht in träger Muße, sondern in öffentlicher Thätigkeit zu suchen: so hast du ihn überhaupt zu einem bessern Menschen gemacht.““

„Doch läßt sich etwas dafür thun, daß der bessere Sinn, der mit dem schlechtern im Kampfe liegt, den Sieg davon trage. Die Gemeinschaft thut hier viel, fast Alles. Mancher, der durch Erziehung und Reisen eine gute Richtung und Anregung erhalten hat, wird durch den schlechten Geist, der in seiner Familie herrscht, auf Abwege gebracht. Wie? wenn man nun diesem schlimmen Einflusse einen bessern entgegen setzte? Wir sollten eine Gesellschaft zur gemeinschaftlichen Belebung der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften stiften.“

Dietrich bat um nähere Erklärung.

„Ich meine: wir sollten uns mit Gleichgesinnten zu dem Zwecke verbinden, daß wir uns gegenseitig die Absicht und Bereitwilligkeit, an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen, versprechen und uns in dieser Gesinnung befestigen und lebendig erhalten wollten, so daß es für jedes Mitglied, welches durch das öffentliche Zutrauen zu Aemtern berufen würde, nicht bloß eine persönliche und allgemein bürgerliche, sondern zugleich die Pflicht der Treue gegen seine Genossen wäre, sich nicht zurückzuziehen. Um dieser Gesellschaft Beschäftigung, Unterhaltung und Nahrung für den Geist, der sie beseelen sollte, zu geben, könnte man in wöchentlichen Versammlungen sich über die laufenden Geschäfte, die Beschlüsse der Regierung und was irgend die Theilnahme auf sich zu ziehen geeignet wäre, besprechen.“

„„Das wäre also eine Art von politischem Klubb, nur daß die Mitglieder sich durch ein Gelübde verpflichteten.““

„Es könnte diese Versammlung mit der Zeit eine Pflanzschule für den großen und kleinen Rath werden, denen sie würdige Candidaten zuführte. Es könnte in ihr nicht nur die Gesinnung, sondern auch die Einsicht und die Beredtsamkeit Nahrung und Uebung finden. Sie würde eine Auswahl der bessern Bürger enthalten, und der gute

Geist des Volkes in ihr geläutert und zusammengedrängt erscheinen."

„„Der Gedanke ist wenigstens gut gemeint; aber ich sehe große Schwierigkeiten. Es wird fast eben so schwer seyn, die Leute für diese Gesellschaft, als für die wirkliche Theilnahme an den öffentlichen Geschäften selbst, zu gewinnen.""

„Nein! Denn für diese Gesellschaft würden wir junge Männer zu gewinnen suchen, welche noch der Anregung fähig sind; und sie würde eben den Zweck haben, sie vor Erstarrung zu bewahren und für die öffentliche Wirksamkeit, die sie in reifern Jahren erwartet, zu erziehen."

Dietrich führte noch mehrere Schwierigkeiten an, und machte besonders auf die Gefahr aufmerksam, daß eine solche Gesellschaft den Verdacht der Herrschsucht auf sich ziehen und vielleicht wirklich einen der Freiheit schädlichen Geist in sich erzeugen könnte. Heinrich suchte alle Einwendungen zu widerlegen, und einstweilen vereinigten sich beide in dem Vorsatze, so viel als möglich mit den bessern jungen Bürgern Bekanntschaft und Freundschaft zu schließen und in geselligen Verkehr zu treten, um auf ihre Gesinnung zu wirken und sich mit ihnen in Uebereinstimmung zu setzen, damit der bürgerliche Gemeingeist nähere und

innigere Vereinigungspunkte gewinnne, als in den allgemeinen bürgerlichen Verhältnissen liegen.

Dietrich bemerkte übrigens richtig, daß die Vereine für gemeinnützige Wirksamkeit, dergleichen schon beständen und noch mehr gebildet werden könnten und sollten, für die Belebung der Theilnahme am Oeffentlichen und die Herstellung einer gleichen Stimmung und Ansicht treffliche Vorschulen seien.

Heinrich unterhielt sich mit seinem Schwager auch oft über den Mangel an Nahrung und Aufklärung für die öffentliche Meinung, den er in seiner Vaterstadt fand. Es fehlte an einem öffentlichen Blatte, in welchem man über die vaterländischen Angelegenheiten für und wider hätte sprechen können, so wie an der Preßfreiheit; die Versammlungen des großen Rathes waren geheim; und bei den meisten Mitgliedern der Regierung schien eine Abneigung gegen alle Oeffentlichkeit bemerklich zu seyn.

Dietrich bemerkte dagegen: man erfahre doch alles, was vorgehe, und bespreche sich darüber täglich in den Abendgesellschaften, wo sich Abschriften von den Beschlüssen der Regierung fänden; das Gemeinwesen sei zu klein, um eine Oeffentlichkeit, wie sie in Frankreich und England bestehe,

zu erlauben; die Redner in den Versammlungen würden durch die Gegenwart von Zuhörern eingeschüchtert werden, und die durch die Preßfreiheit hervorgebrachten Reibungen bei den kleinen Verhältnissen der Vaterstadt eine schädliche Erbitterung erzeugen u. s. w.

Aber Heinrich erwiederte: Es sei ein grosser Unterschied zwischen einem solchen geheimen und dem offenen, freimüthigen Besprechen der öffentlichen Angelegenheiten, und nur durch das letztere könne der öffentliche Geist sich kräftig und würdig ausbilden; die Scheu vor der öffentlichen Beurtheilung habe in einer falschen Eigenliebe ihren Grund, welche der ächten Vaterlandsliebe weichen müsse und keine Schonung verdiene; auch komme es nur darauf an, daß man sich daran gewöhne, Alles, was man thue, vor dem Auge des Volkes zu thun; mit Einem Male lasse sich freilich das Uebel nicht ausrotten, aber man müsse doch daran denken, wie es ausgerottet werden könne. Er kam hier wieder auf die obige Idee einer politischen Gesellschaft zurück, und meinte, es ließe sich darin auch der Sinn für die Oeffentlichkeit und der Muth, öffentlich zu sprechen, wecken und bilden. Ueber die Möglichkeit, ein öffentliches Blatt für freimüthige und gemeinnützige Mitthei-

lung zu stiften, sprachen die beiden Freunde ebenfalls, und nahmen sich vor, dafür zu arbeiten.

Eine Klage, auf welche unser Freund oft zurückkam, war, daß die Reichen seiner Vaterstadt so wenig geneigt waren, aus ihrem Ueberflusse zur Verbesserung der öffentlichen Anstalten beizusteuren, und daß selbst wenige gemeinnützige Vermächtnisse gemacht wurden. Wenn man bei Lebzeiten sich nicht von seinem Gelde trennen kann, so ist es freilich niedriger, selbstsüchtiger Geiz; aber daß man nicht einmal auf dem Todbette, wo sich doch die Nichtigkeit der irdischen Güter so deutlich darstellt, einen edeln Entschluß fassen kann, ist fast unbegreiflich. Man kann in den meisten Fällen den Grund anführen, daß die Erblasser ihre Kinder aus zu weit getriebener Liebe nicht durch Vermächtnisse berauben wollen; aber es kam in Heinrichs Vaterstadt sogar vor, daß diejenigen, deren Vermögen an sogenannte lachende Erben fiel, in ihrem Vermächtnisse nichts oder sehr wenig für das Gemeinnützige thaten, was sich nur daraus erklären ließ, daß sie aus einer über das Grab hinüber dauernden kargen Liebe zum Gelde die Masse ihres Vermögens unzersplittert an ihre Erben überliefern wollten. So wie man fabelt, daß die Seelen der Geizigen noch nach dem Tode bei ihren Schätzen weilen: so kön-

nen sich solche Erblasser nicht anders von ihrem Gelde trennen, als unter der Aussicht, daß es beisammen bleiben, und eine eben so karge Seele, wie die ihrige ist, durch seinen Besitz erfreuen werde.

Ich hasse nichts so sehr, sagte Heinrich, als die Knickerei und die träge Liebe zum Besitze des Geldes. Der Verschwender ist mir noch lieber als der Karge; denn in jenem ist doch Leben, wenn auch ein sinnliches und eitles; dieser aber ist so kalt und todt, wie die Geldhaufen, die er bewacht. Solche Menschen sind durch nichts zu rühren, als etwa durch die Gewissensangst; und auch von dieser wissen sie sich so wohlfeil, als möglich, loszukaufen. Sehr wahr hat der Heiland von ihnen gesagt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, als sie ins Reich Gottes, eingehen werden. Wer mir ein Mittel angäbe, diese Krankheit, welche am Leben, wie ein giftiger Rost zehrt, auszurotten, der hätte eine schwere Aufgabe gelöst! Die gute Erziehung ist ein unsicheres Mittel; denn sie vermag nichts gegen das, was den Kindern schon von früher Jugend eingeimpft, ja, vielleicht angeboren wird, was mit dem Geize der Fall zu seyn scheint. Ein geiziger Reicher liebt nie in seinem Leben etwas anderes, als das Geld; selbst seine Braut wählt er

nach dem Gewichte des Reichthums, den sie mitbringt: wie kann nun aus seiner Natur je etwas entspringen, das nicht von seinem Geize vergiftet wäre?

Achtes Kapitel.

Wir wollen nunmehr bald von unserm Freunde Melchthal Abschied nehmen, und nur noch Einiges berichten, was zur Vollendung dieser Geschichte gehört.

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt hatte er sich nach dem Befinden des Franz Meier erkundigt, und vernommen, daß er von seiner Wunde vollkommen hergestellt und auch in Gesinnung und Lebenswandel vollkommen umgeändert, daß er sogar fromm und, was man Pietist nennt, geworden sei.

Adelbert hatte Lust, an der Aufrichtigkeit dieser Aenderung zu zweifeln und ihn der Heuchelei zu beschuldigen. Aber Heinrich meinte, daß es ihm wohl damit Ernst seyn könne, indem es ganz in der Ordnung sei, von dem einen Aeusserſten zu dem andern überzuspringen.

Wenn man behauptete, sagte er, daß Meier sich so sehr geändert habe, daß er jetzt das Gute mit einer reinen, freien, freudigen Liebe umfasse, und sich vermöge dieser Liebe über Sinnlichkeit, Selbst-

sucht und Laster siegreich zu erheben wisse: so würde ich dieß zwar nicht für unmöglich, aber doch für sehr unwahrscheinlich halten; dann würde der Bekehrte aber auch nicht in dieser Stimmung und Richtung seyn. Hingegen fände ich es sehr erklärlich, daß der ehemalige Wüstling, von dem Anblicke des Todes und seinen Gewissensbissen erschreckt, sich in die bußfertige uud düstere Stimmung dieser Art von Frömmigkeit hinein geworfen hat. Schwerlich kann er das Gute wahrhaft lieben, aber wohl die Sünde hassen und deren Folgen fürchten; und um sich vor ihren Reizen, die für ihn noch gar nicht ihre Kraft verloren haben, zu bewahren, flieht er lieber alles, was irgend den Schein von Sinnlichkeit und Weltlichkeit hat, und malt sich das Bild der Sünde in alles hinein, was ihn irgend in Versuchung führen könnte. Die Sinnlichkeit hat in ihm stets vorgeherrscht: und mit sinnlichem, ja leidenschaftlichem Eifer erfaßt er nun auch die Frömmigkeit, deren sanftes, mildes Bild er in ein düstres Schreckbild verkehrt, um ihr, anstatt mit freudiger Liebe, mit knechtischer Furcht zu dienen. Wollte man behaupten, Meier sei ein gläubiger Christ geworden, in dem Sinne, daß er sich mit frei denkendem Geiste von den Wahrheiten des Evangeliums überzeugt habe: so würde ich daran zweifeln;

meint man es in dem Sinne, daß er buchstäblich an die Worte der Bibel und des Katechismus glaube, so halte ich das für sehr wahrscheinlich. Der ungläubige Sinnen- und Weltmensch, der bisher nichts, als die gemeine Erfahrung, für wahr gehalten, kann sich wohl in die sinnliche Leicht- und Starkgläubigkeit eines Buchstaben-Christen werfen, schwerlich aber zu der freieren Ueberzeugung eines evangelischen Christen erheben.

Daß Meier ein Frommer dieser Art geworden, damit hatte es seine vollkommene Richtigkeit, und Heinrich überzeugte sich selbst davon. Wie die Leute dieser Art immer unter einander viel Zusammenhang und Verkehr haben, so war auch Heinrichs Bruder Abraham mit Meier nach dessen Bekehrung in Bekanntschaft und Briefwechsel gekommen, und brachte eines Tages die Bitte desselben bei ihm an, daß er ihm erlauben möchte, ihn zu besuchen, um ihn wegen seines früheren Unrechts gegen ihn um Verzeihung zu bitten.

Heinrich antwortete: Es sei nicht nöthig, daß Meier ihn um Verzeihung bitte; er habe ihm längst vergeben, und es freue ihn mehr um Meiers, als um sein selbst willen, daß er sein Unrecht einsehe. Er bat seinen Bruder sehr, diesen Besuch von ihm abzuwenden, indem es sein Gefühl

beleidige, einen Andern sich so demüthigen zu sehen. Aber Abraham meinte, es sei eben so sehr des Beleidigers Pflicht, die Hand zur Versöhnung zu bieten, als des Beleidigten, sie anzunehmen; so wolle es das Evangelium.

Aber, erwiederte Heinrich, das ist ja schon geschehen, indem du mir seine Reue kund gethan, und ich ihn durch dich meiner Verzeihung versichern lasse.

Das ist noch nicht genug, versetzte Abraham: so kann zwischen euch beiden noch keine so herzliche Annäherung, wie zwischen versöhnten Christen Statt finden soll, entstehen; du willst ihn von dir entfernt halten, und darin zeigt sich noch ein Mangel an Liebe.

Zwischen Meier und mir, sagte Heinrich etwas lebhaft, wird nie eine Herzensübereinstimmung Statt finden können!

„Also bleibt doch in deinem Herzen noch ein gewisses Gefühl von Rachsucht zurück; sonst würdest du ihn mit Liebe als deinen Bruder aufnehmen."

„„Nein! nicht aus Rachsucht werde ich ihm ewig fern stehen, sondern weil wir nichts mit einander zu theilen haben.""

„Ist er nicht ein aufrichtig bekehrter, gläubiger Christ, und willst du einem christlichen Mitbruder dich entziehen?“

Heinrich sah wohl, daß sein Bruder von dem, was er meinte, keinen Begriff hatte. Dieser verstand es nicht, daß zu einer freundschaftlichen Herzensübereinstimmung mehr gehört, als gemeinschaftlich den christlichen Glauben zu bekennen und sich vor Sünde und Laster zu hüten, und daß Heinrichs ganze Stimmung und Geistesrichtung noch sehr von Meiers seiner verschieden war. Heinrich mußte es sich daher gefallen lassen, den Besuch desselben anzunehmen.

Dieser erfolgte bald, und brachte unserm Freunde eine peinliche Stunde. Meier verdammte sein früheres Leben bis in die Hölle, schilderte das, was er an Heinrich verbrochen, mit den schwärzesten Farben, bat sehr demüthig um Verzeihung, pries die Gnade Gottes, die ihn vom Wege des Verderbens zurückgeführt habe, bekannte seine noch fortdauernde Schwäche und Unwürdigkeit, bat um Heinrichs brüderliche Fürbitte für sein Seelenheil, und entfaltete ganz das Bild eines demüthigen, bußfertigen Sünders. Zugleich aber verrieth sich sein Bestreben, den, den er um Verzeihung bat, zum wahren Glauben zu bekehren, welchen er ihm natürlich nicht zutraute,

weil er nicht dieselbe Sprache mit ihm führte und ihm als ein solcher erschien, der mehr in den Werken, als im Glauben, lebe. Er sprach von der Sündhaftigkeit und Untüchtigkeit der Menschen überhaupt, von der Unzulänglichkeit der Tugend zur Seligkeit, von der Finsterniß der menschlichen Vernunft und der Nothwendigkeit des Glaubens an den Versöhnungstod Jesu.

Sein Besuch hinterließ in Heinrichs Gemüth einen widrigen Eindruck. Die sich selbst wegwerfende Demuth, welche der Reumüthige ausdrückte, that ihm weh; und anstatt Liebe und Zuneigung in ihm zu erwecken, entfernte sie ihn nur noch mehr von ihm. Ein edler Mensch, dachte er, wird seine Reue nicht auf diese Weise zu erkennen geben, und selbst in seiner Selbstanklage noch seine Würde behaupten; und gerade dieses behauptete Selbstgefühl wird die Aufrichtigkeit der Reue verbürgen; denn Liebe zur Tugend und Ehrgefühl sind ja eins. In diesem Menschen war nie wahres Ehrgefühl, sonst hätte er nicht so in Laster und Bosheit herab sinken können; und nun wirft er sich nur auf eine andere Weise weg.

Die Zeit kam heran, wo Heinrichs Verbindung mit Cölestine vollzogen werden sollte, welche Euphrosyne auf einige Wochen hatte von sich

lassen müssen, weil die Ihrigen sie noch eine Zeit lang bei sich haben wollten. Die kurze Trennung der Liebenden hatte durch die Aussicht auf die nahe Erfüllung ihrer Hoffnung, durch die gesteigerte Sehnsucht und einen täglichen Briefwechsel auch ihr Schönes. In der Zwischenzeit hatte Heinrich die Freude, der Hochzeit seines Freundes Robert beizuwohnen, dessen Bewerbung um jenes Landmädchen nach Wunsch gelungen war, und dessen Wahl von Allen gelobt wurde. Endlich erschien der Tag, wo Heinrich in Gesellschaft seiner Familie und seiner Freunde nach ** abreisen durfte, um dort die Verbindung mit seiner Braut zu feiern.

Er war seit jener ersten Reise nach Deutschland, die ihn über ** geführt, nicht wieder in diese Stadt und in das Reußische Haus gekommen; und er betrat dieses jetzt mit lebhafter Rückerinnerung an jene Zeit, indem er seine jetzige Lage mit seiner damaligen verglich. Mit Wehmuth gedachte er seiner seligen Gertrud, die er nie vergaß, und der er nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt oft und selbst am Arme seiner Cölestine beim Besuche alter Lieblingsörter das Opfer treuer, dankbarer Thränen gebracht hatte. Er erinnerte sich, wie ihm Cölestine das erste Mal erschienen war, und versetzte sich ganz in

seine ehemalige Stimmung und Geistesrichtung. Er war damals Prüfungen und Erfahrungen entgegen gegangen, von denen er nichts geahnet, die ihm manchen Kampf, manche Thräne gekostet, aber ihm auch einen unendlich großen Gewinn für seine sittliche und geistige Bildung gebracht hatten. Er dankte der Vorsehung mit gerührtem Herzen für diese wohlthätige Führung, und gelobte ihr für sein folgendes Leben ein kindliches Vertrauen.

Wohl dem, der solche Rückblicke auf zurückgelegte Lebensabschnitte thun kann, der sich sagen darf, daß er mit seinem Herzen und der ihn führenden ewigen Vaterliebe in Einklang geblieben ist! So dürfen wir uns denken, daß Selige nach vollendetem Lebenskampfe herabblicken auf die zurückgelegte Lebensbahn, und freudig die Vorsicht segnen, die sie so geführt hat.

Am Morgen des Hochzeittages machte Heinrichs Oheim ihn und die Braut mit den Verfügungen bekannt, die er in seinem Testamente getroffen hatte, wodurch er ganz die Wünsche der großmüthigen Liebenden befriedigte. Heinrich sollte ausser dem, was er schon besaß, nur noch das väterliche Landgut, die andern Geschwister aber alles noch übrige Vermögen erhalten. Nie ist wohl freudiger für ein reiches und bereicherndes

Geschenk gedankt worden, als das liebende Paar für diese Entziehung von Reichthümern dankte, wodurch ihrer rechtlichen, großmüthigen Gesinnung genug gethan wurde.

Mit welchen Gefühlen Heinrich und Cölestine vor dem Altare standen und die Worte heiliger Weihe vernahmen und sprachen, mit welchen Gefühlen sie einander nachher als unzertrennliche Verbundene in die Arme schlossen, überlassen wir der Einbildungskraft unsrer Leser sich vorzustellen, die, wenn sie einst ein ähnliches Glück genossen haben, entweder im befriedigenden Fortgenusse desselben die Rührung dankbarer Freude empfinden, oder wenn sie von einem glücklichen Traume getäuscht worden sind, Thränen der Wehmuth vergießen werden; diejenigen aber, deren Herz in unbefriedigter Sehnsucht schlägt, denen das Schicksal nie ein gleichgestimmtes Wesen entgegenführte oder den geliebten Gegenstand in unerreichbarer Entfernung von ihnen hält, werden das Glück unsrer beiden Liebenden vielleicht am tiefsten, in sehnsuchtsvoller Ahnung, fassen.

Es ist in der Schweiz üblich, daß Neuvermählte, denen es ihre Vermögensumstände erlauben, gleich am ersten Morgen nach ihrer Verbindung sich zusammen in den Wagen setzen und eine Reise antreten; und wie man auch diese

Sitte beurtheilen mag, so hat sie immer das Schöne, daß die jungen Eheleute ganz sich selbst überlassen bleiben, und die erste Zeit ihres Glükkes, frei von allen Störungen, welche häusliche Einrichtungen und Geschäfte, abgestattete und empfangene Besuche bringen, mit einander genießen. Hat die Reise nicht den Besuch von Städten, die Besichtigung ihrer Merkwürdigkeiten und den Genuß ihrer Vergnügungen, sondern den Genuß der schönen Natur zum Zwecke: so gibt es für Liebende keine schöneren Anregungen zur herzlichen Mittheilung und zum Austausch ihrer Gefühle, keine schönere Nahrung für ihre froh bewegten, empfänglichen Gemüther, als eine solche Reise gewährt. Heinrich und Cölestine unternahmen mit einander eine Gebirgsreise in die obere Schweiz. Glückliches Paar, das mit dieser herzinnigen Liebe, mit dieser gleichgestimmten Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur, eine solche Pilgerfahrt mit einander machte! O Wonne, bald in das geliebte Auge, in welchem das Entzücken beglückter und beglückender Liebe strahlt, bald in das große, reiche Gemälde der Schöpfung Gottes zu blicken!

Der Oberst, welcher, wie wir wissen, ein Freund von Ueberraschungen war, schlug der Gesellschaft vor, auch einen Ausflug in das Gebirge

zu machen, und die beiden Reisenden in Interlaken, wo man wußte, daß sie durchkommen würden, zu treffen. Der Vorschlag wurde gern angenommen, und das Zusammentreffen glückte vollkommen zur größten Freude der Neuvermählten, die darauf drangen, daß wenigstens die Jüngeren und Rüstigeren, unter welchen auch Euphrosyne war, die nahen Thäler und Alpen mit ihnen gemeinschaftlich besuchten.

In Grindelwald hatte Heinrich das Glück, den Professor E. von H. zu treffen, dem er nach seiner Rückkehr von Griechenland geschrieben und von ihm die Zusage eines baldigen Besuchs, aber ohne nähere Zeitbestimmung, erhalten hatte. Mit welcher Freude er diesen verehrten Freund, dem er so viel zu verdanken hatte, wieder sah, und ihm seine geliebte Cölestine, der er oft und viel von ihm erzählt hatte, vorstellte, kann sich ein Jeder denken, der von dankbarer Freundschaft für verehrte Lehrer einen Begriff hat. Der Aufenthalt des Professors in der Schweiz dauerte lange genug, daß er Heinrichen nach dessen Rückkehr noch in seiner Vaterstadt besuchen konnte, wodurch ihm und Cölestinen eine große Freude bereitet wurde.

Unser Freund lebt nun seit einigen Jahren so glücklich, als es nur Sterblichen vergönnt

seyn kann, an der Seite einer geliebten Gattin, deren reiches, großes, zartfühlendes Herz für ihn mit jedem Tage neue Schätze der Liebe und Zärtlichkeit entwickelt, und deren hoher Sinn und Geist ihn in allen seinen Bestrebungen unterstützt; im Kreise geliebter Verwandten und Freunde, unter welchen Euphrosyne, die zart mitfühlende, seines Glückes sich innig freuende, seine und seiner Gattin geistige Unterhaltungen theilende und verschönernde Freundin, die erste Stelle behauptet; in einer immer tiefer und weiter greifenden gemeinnützigen Wirksamkeit, welche auch seine Mitbürger anzuerkennen anfangen, und ihm schon ein öffentliches Amt anvertraut haben.

Cölestine erfreute ihn im zweiten Jahre seiner glücklichen Ehe mit einer Tochter, welche das Ebenbild der Mutter zu werden verspricht, und welcher Euphrosyne als Taufpathe den Namen gegeben hat. Wie im menschlichen Leben Freud und Leid sich mischen, so mußte unser beglückter Freund damals gerade durch die erschütternde Kunde vom Falle Missolonghi's, mit welcher Stadt er durch etliche seiner dort zurückgebliebenen, auf des Oheims Kosten unterhaltenen Landsleute fortwährend in Verbindung geblieben war, und an deren Schicksal er den lebhaftesten Antheil nahm, tief gebeugt werden. Wie bewunderte und be-

klagte er die heldenmüthigen Vertheidiger, die er zum Theil persönlich kannte, vor Allen den hochherzigen Notho Bozzaris, den würdigen Oheim des unsterblichen Markos, der sich mit einem Theile der Bewohner unter den Trümmern der Stadt begraben hatte! So war also Anastasios Ahnung in Erfüllung gegangen, und dieser würdige Priester hatte sich selbst mit zum Opfer dargebracht! Heinrich und Robert hatten vergeblich für die Erhaltung dieser Stadt ihr Blut vergossen, die nunmehr bloß durch ihre Trümmern an die für sie und in ihr verrichteten Heldenthaten erinnerte. Beide trauerten, aber bereuten nicht, was sie gethan, und verzweifelten nicht an der Rettung Griechenlands. „Griechenlands Freiheit bedarf der edlen Opfer viele, aber sie fallen nicht vergebens“: diese Worte rief ihnen Anastasios verklärter Geist von neuem zu, und sie glaubten und hofften. Ihre Hoffnung hat sie nicht getäuscht. Griechenland ist — Dank einer freisinnigen, dem Gefühle der Menschlichkeit endlich nachgebenden Staatsweisheit! — gerettet; alle Freunde der Gerechtigkeit und Freiheit sehen mit froher Erwartung der Wiedergeburt eines Volkes von so edler Abstammung entgegen, und segnen jeden Schritt, den der weise Vorsteher desselben für die Herstellung der Ordnung und die Beförderung der Gesittung

thut. Unser Freund findet in der zum Theil erfüllten und immer noch wachsenden Hoffnung für die Wiederherstellung Grichenlands eine große Erhöhung seines Glückes und eine frohe Ermunterung in seiner Wirksamkeit. Einen Sohn, den ihm sein geliebtes Weib geboren, hat er zum Andenken an den hochherzigen Helden von Karpenitza Markus genannt; und ihn hofft er mit Hülfe seiner gleichgestimmten Gattin zu einem tüchtigen Bürger und begeisterten Vaterlandsfreunde zu erziehen.

Hurter zum Kessel

in

Schaffhausen

empfiehlt allen resp. Buchhandlungen seine Offizin zum Druk von Werken aller Art und wird durch schöne, Haasische Lettern, gutes Papier, prompte Ausführung und billige Preise gegebene Aufträge ehren. Zugleich empfiehlt er die wöchentlich zweimal bei ihm erscheinende Schaffhauser-Zeitung, das älteste politische Blatt in der Schweiz, und sowohl in dieser, als im angränzenden Deutschland viel gelesen, zu litterarischen Anzeigen; die Zeile von 45 — 50 Petitbuchstaben zu 1/2 Sgr.

Druckfehler im 2ten Bd. des H. Melchthal.

S. 132	Z. 12	lies:	ihre — — verbergende.
— 135	— 9	—	Kalidromos.
— —	— 15 }	—	Tatareina.
— 158	— 13 }		
— 139	— 2	—	ihm.
— 141	— 3	}	lies: Arakynthos.
— 158	— 7	v. u. }	
— 164	— 7	— — }	
— 184	letzte Zeile	}	
— 159	Z. 5	v. u. l.	Anetoliko.
— 183	— 16	v. o. l.	dereinst.
— —	— —	— —	an ihn sich erheitern.
— 189	— 4	— — —	Hältst.
— 197	— 1	— — —	Abenteuer.
— 210	— 6	v. u.	setze das Komma vor wahrscheinlich.
— 222	— 3	v. o. l.	ein statt im.
— 237	— 7	— — —	solchen.
— 268	— 9	— — —	verletze.
— 284	— 1	— — —	gewänne.
— 291	— 1	— — —	nach meint man es lies: aber.

